

Illustrirte Frauen-Zeitung.

Ar. 24.

Wöchentlich eine Nummer.
Vierteljährlich 2½ M.

— Berlin, 9. Juni 1889. —

Große Ausgabe mit
allen Kupfern: 4¼ M.

XVI. Jahrg.

Ein Insekttag.

Novelle von E. Merk.
(Schluß.)

In der kleinen, bescheidenen Stube des Meßner-
häuschens sitzt Lia regungslos vor der unglückseligen

Mappe. Ihr Bestes hat sie an die Blätter gegeben;
mit voller Begeisterung, mit unermüdlichem Eifer, mit
Andacht fast, ist sie an ihr Tagewerk gegangen. Und
das ist nun das Ergebnis! O, es war nicht schwer,
aus der höflichen Schale, in welche der Maler seine
Kritik gehüllt, den harten Kern herauszulösen: „Sie

sind eine Stümperin, mein Fräulein! Sie verschwenden
Leinwand und Farbe!“ Ein Wort, das schwertreffendste,
hatte er ja deutlich gesagt: „Auf diese Weise werden
Sie nie ein Bild malen können!“ Aber sie mußte ein
Bild malen, — noch mehr: sie mußte es auch ver-
kaufen, wenn sie nicht hungern wollte nach wenigen



Das Königliche Schloß zu Hannover. Von Th. von Edenbrecher. — Siehe Seite 100.

Rückseite in der Leinwandstraße.

Monaten. Sie hatte so fest darauf gerechnet, daß der Erfolg kommen müsse, daß sie eine Stelle als Lehrerin erhalten würde. — Was sollte sie nun lehren, da sie selbst nichts konnte? Aber ist es wirklich so? Ist das Urtheil Lutrat's ein Orakelspruch, eine unfehlbare Verdamnung? Sie giebt sich Mühe, an ihm zu zweifeln. Da steht sie in Gedanken wieder den Rahn vor sich, den er am Morgen gemalt, neben welchem der ihre sich ausnahm wie ein Kinder-Spielzeug aus Pappe.

Wahr! Alles wahr, was er gesprochen, was sie selbst nun mit einem Male erkennt, als wären ihre Augen heller geworden. Großes hat sie gewollt und Kleines gesehen, das Nebenfächliche so gründlich verachtet, und es doch gemalt! O, welcher Hohn auf ihre großen Ideen und ihre großen Worte! Ein Wahn ihr Talent, die Kunst ein ewig verschlossenes Heiligtum! Wenn sie auch die Mittel besäße, von vorne anzufangen, der Glaube ist dahin, der Muth! Es packt sie eine Raserei des Zornes; das erste Blatt, das ihr in die Hände kommt, reißt sie entzwei und schleudert die Stücke zu Boden.

Dann verlaßt die heiße Blutwelle, die klare Befinnung kehrt zurück, die Frage: Was nun? — Auf der Insel bleiben und das Leben fristen, bis der letzte Thaler dahin war? oder heimkehren in's Elternhaus, als Keuige, Bittende, und sagen: Laßt mich Eure Magd sein! Ihr hattet Recht: ich habe mich getäuscht! — Der Nüchternheit diesen Triumph gönnen! Es ertragen, keinen freien Gedanken mehr aussprechen zu dürfen, ohne durch den eigenen Mißerfolg geschlagen zu werden, — nein! tausend Mal nein! Besser ein drittes, das wie eine Zuflucht empordämmert vor ihren verzweifelten Blicken.

Ein Frösteln fliegt ihr über die Glieder. Von dem Kloster her weht eine schwere, grabesalte Luft. Wie aus verschollener, ferner Zeit klingt durch die Stille der Gesang der Nonnen. Tiefe Schatten umlagern die grauen, ernsten Mauern. Sonnig und warm erscheint daneben der kleine Friedhof, über den die freie Luft hinsplattert, auf dem tiefrothe Georginen glühen.

Sie kann die Augen nicht mehr fortwenden von den stillen, blühenden Gräbern. —

Hans Lutrat läuft seit Stunden um die Insel. Er muß dem Mädchen doch endlich begegnen! Wie kann sie sich auf dem kleinen Raume so gründlich vor ihm verbergen? Er sucht sie unter den Linden wieder und wieder; er geht zum sechsten Male an der Klostermauer auf und ab. Die Lieberbank unter dem Weidenbaume, auf welcher sie sonst stets bei Sonnen-Untergange sitzt, bleibt heute leer. Da pfeift das Dampfgeschiff; er rennt athemlos an den Steg. Wenn sie abreiste! Nein! zum Glück nur fremde Gesichter!

Der letzte gelbe Hauch verblaßt am Himmel; nur über den Tannenwald im Westen zieht sich noch eine feine, leuchtende Linie hin. Es weht kühl; die Kollegen kehren heim von einer Segelfahrt. Alles sitzt schon in der Stube; Hans allein lehnt noch draußen im feuchten Grafe am Wiesenraume und wartet. Man ruft nach ihm. Endlich nimmt er seinen Platz ein, und um ihn her erklingt Tellerklirren, Lachen, Plaudern. Er schaut beständig nach der Thür. Die Malerin pflegte sich sonst frühzeitig beim Abendbrode einzufinden. Heute steht ihre Theetasse noch unberührt auf dem einsamen Tischchen. Er weiß sich selbst kaum Rechenschaft zu geben, warum ihr Ausbleiben ihn so erregt, warum sich mit jeder verminnenden Viertelstunde seine qualvolle Unruhe steigert.

„Was haben Sie denn heute, Lutrat? Sie sehen aus wie der steinerne Gast!“ ruft einer der Maler.

„Ich finde es zum Ersticken heiß hier in der Stube,“ sagt Hans aufstehend. „Ich werde noch ein wenig in's Freie gehen.“

„Sei! Sie sind ja ganz blaß!“ meint ein Anderer. Aber Hans antwortet ihm nicht mehr. Er hat den Hut vom Nagel genommen und eilt aus dem Gasthause fort zum Meßnerhäuschen.

Kein Licht an ihrem Fenster! Alles dunkel! Er hat sich eingeredet, daß sie aus Trost gegen ihn zu Hause geblieben sei; diese Finsterniß spricht dagegen. Wo aber ist sie hin? Mit einem plötzlichen Einsatze nähert er sich der Kirche; sein Schritt hallt auf den Steinfliesen. Aber das alte Portal ist verschlossen. Auch hier kann sie nicht sein. Er muß Aufschluß haben. Ihre todesstrahligen Augen wollen ihm nicht mehr aus dem Sinne.

Er pocht am Meßnerhause. Eine blasse, junge Frau öffnet ihm.

„Können Sie mir vielleicht sagen, ob Fräulein Bal den einen Auszug gemacht oder ob sie abgereist ist?“

„Nein, abgereist ist sie nicht. Sie war den ganzen Nachmittag in ihrem Zimmer. Gegen Abend erst ist sie fortgegangen. Ich will noch ein wenig auf den See hinausfahren. Gehen Sie nur ruhig schlafen, hat sie gesagt; ich habe den Schlüssel.“

Mit einem dumpf klingenden „Danke“ ist Hans wieder fort. Er giebt sich keine Rechenschaft, warum

ihm bei dem Gedanken, daß sie auf den See hinausgefahren und nicht zurückgekehrt sei, ein Schauer überläuft. Ueber die schweigende Insel eilt er nach dem Schifferhäuschen. In den kleinen Hütten herrscht schon tiefe Ruhe. Eine Kaze faucht ihn an mit gekrümmtem Rücken und grünlichem Augengefunkt, wie er sich einer Thür nähert. Ein verschlafener Kops erscheint nach einer Weile an dem kleinen Fenster.

„Was! seid Ihr zu Haus? Habt Ihr nicht das Fräulein gerudert, — die Malerin?“

Der Schiffer reißt sich die Augen und besinnt sich. „Nein! die hat selbst fahren wollen. In der blauen Pletten“ ist sie hinaus. Wird schon lange zurück sein. Gute Nacht!“

„Gute Nacht!“

Die Wellen schlagen an den Steg. Das Schiff rauscht und regt sich im Winde. Aber die „blaue Pletten“ fehlt zwischen den Rähnen, die am Ufer stehen. Via ist also noch draußen auf dem See, allein!

Hans besinnt sich nicht mehr; er springt in eines der Boote, in dessen „Wieden“ noch die Ruder stecken. Schwer dröhnend klatscht die eiserne Kette, die er von dem Stegballen löst, in das Wasser. Ein starker Stoß und er schwimmt draußen. Was nun? Wo soll er sie suchen auf dem weiten, dunklen, nachtschleierte See? Er weiß es nicht. Er weiß nur, daß er rudern wird immerzu, immerzu, bis er die „blaue Pletten“ gefunden, und wenn es darüber Morgen werden sollte. Allmählig ragen die Umrisse der Insel nur mehr als schwere Schattenmasse aus dem gleichfarbigen Grau; dann blitzen noch die Lichter wie Sternchen aus einem wogenden Dunste, und endlich ist nur noch Wasseröde um ihn. Er giebt sich Mühe, in dieser Einsamkeit die klare Berechnung des Naturmenschen zu entfalten. Er läßt sein Tuch flattern. Von dorthier, von Südwesten kommt der Wind.

Das Mädchen aber ist keine geschickte Ruderin. Er hat ihr manchmal zugehört, wenn sie Abends um die Insel fuhr. Sie wird gegen den Wind nicht aufgetrieben sein. Er wird sie nach seinem Willen getrieben haben. Also dort hinaus, in den Weisse. Er rudert, rudert. Manchmal erscheint sein Thun ihm so toll, daß er laut auflacht. Seine Hände aber arbeiten weiter. Eine Sternschnuppe fährt über den Himmel. Eine unheimbare Angst preßt ihm das Herz zusammen. Es ist ihm, als müßte er ersticken, als könnte nur ein Schrei ihn befreien. Und er ruft ihren Namen, fast wie im Zorn. Aber das Wasser rauscht gleichförmig weiter. Dunkel hüllt ihn ein. Er wüthet gegen sie. Das eigensinnige, trostlose Ding! Wie sie sein Urtheil ihm abgelüftet, wie treuherrig sie ihn um Wahrheit gebeten! Zum Danke für seine Offenheit will sie ihm nun dieses Gefühl der Schuld auf die Seele wälzen! Aber dann hört er wieder die zitternde Stimme sagen: „Sie waren ein braver Kamerad!“ Er fühlt die kleine, kalte Hand in der seinen, und möchte sich vor die Stirne schlagen, daß er so schweigend, so kaltherzig von ihr gegangen.

Hinter ihm aber hat das Grau sich mit Helle belebt. Wachsendes Licht zieht empor; zieht in Streifen über das Wasser. Der emporsteigende Mond ruft auf der einsamen, weiten, endlosen Bluthenmasse ein Erwachen hervor. Der Wind wird stärker. Er meint, einen Ruder Schlag zu vernehmen. Er horcht auf. Eine einzelne, schaumgetränkte Welle nur stürzt mit lauterem Branden vorüber. Gedankenlos ringt er weiter. Nach einer Weile läßt er müde die Arme sinken und blickt um sich. Ein langer, glänzender Mondstrahl fällt nun über das Wasser, und in dem wogenden Goldglanze tanzt ein winziger, dunkler Punkt.

Ein Rahn! Er strebt der Lichtmasse zu mit rastlos sich mühenden Armen. Kraftvoll schneidet sein Boot wieder die Wellen. Nun schwimmt es in dem Oeglicher. Er wendet den Kopf zurück: der dunkle Punkt ist nicht verschwunden; er ist größer geworden. Näher! näher! Nun sieht er deutlich die Silhouette auf dem lichten Hintergrunde. Wie ein Geisterschiff wiegt sich der Rahn in dem Glanze. Keine Gestalt hebt sich über den Rand empor; kein Ruder fällt in das Wasser. Das Boot treibt im Winde.

Es wird ihm schwarz vor den Augen. Der Hut fliegt ihm vom Kopfe. Er rudert weiter, wie rasend. Er will alle Gedanken, die emporwachsende Angst betäuben in der wilden, heißen Bewegung. Nun ist er nahe. Ein starker Schlag. Er kann den Rand des Rahnes erfassen. Er athmet tief auf und beugt sich hinüber. Aber seine Lippen stoßen einen kurzen Schrei aus, der wie ein Fauchzen klingt. Auf dem Schiffsboden liegt das Mädchen, den Kopf auf einer Ruderbank. Silberbleich erscheint ihr Gesicht, das starr ausblickt zu dem Nachthimmel.

„Was thun Sie hier? Fräulein! Fräulein Via!“ ruft er.

Geisterhafte, weltentrückte Augen schauen ihm entgegen. Sie sagen ihm, daß keine phantastische Laune sie hierhergeführt; nein, ein wilder, verzweifelter Entschluß.

„Ich schaue in's Nichts!“ erwidert sie tonlos, „und suche Ruhe!“ Und dann, wie erwachend, sich besinnend, fährt sie empor.

„Was wollen Sie von mir? Warum sind Sie so plötzlich da? O zurück, zurück! Lassen Sie mich!“ Und sie sucht ihren Rahn von dem seinen loszureißen.

„Ich bin Ihnen nachgefahren, blindlings, durch Nebel und Finsterniß! Wie durch ein Wunder habe ich Sie gefunden. Sie sehen ein, daß ich Sie nach alledem nicht frei geben werde!“

Er beugt sich über den Rand ihres Schiffchens zu ihrem Gesicht. In dem weißen Mondlichte treffen sich ihre Augen; weit geöffnet, in starrem Glanze die ihren, brennend, lebensprühend die seinen.

„O, Sie kennen mich nicht!“ ruft sie ihm zu und wirft die Haare zurück, die ihr, feucht von dem Nachtnebel, an der Stirne kleben. „Ich habe mich niemals zwingen lassen! Nicht von den Nächsten! . . . Ich will allein sein!“

Hestig greift sie nach den Rudern und ringt mit aller Kraft, von ihm los zu kommen; aber wie mit Eisenklammern legt sich seine Hand auf ihren Arm. Er löst ihr die Linke von dem Ruder. „Sie mühen sich umsonst! Heute müssen Sie gehorchen!“ ruft er mit flammenden Augen. Im nächsten Momente hat er sich in ihren Rahn geschwungen, sitzt ihr gegenüber und faßt ihre Hände.

„Sie sind in meiner Gewalt!“

„Eine Heldenthat!“ höhnt ihr blasser Mund, und sie läßt ergeben den Kopf sinken. „Es macht Sie wohl sehr stolz, einem armen Menschenkinde die Qualen zu verlängern?“

Der Ausdruck der Hoffnungslosigkeit auf ihren Zügen rührt ihn tief. Weicher, zärtlicher legen sich seine Finger um die ihren. Aus diesen heißen Händen strömt es wie eine plötzliche, ihr aufgezwungene Wärme durch ihre erstarrten Glieder.

„Sagen Sie mir nur das Eine: haben meine Worte diese Verzweiflung in Ihnen geweckt?“ fragt er bittend.

„Nein! nicht Ihre Worte! Die Erkenntniß, daß Sie Recht haben, daß ich nichts kann!“

„Und Sie glauben wohl,“ entgegnet er lebhaft, „daß solche Stunden nicht für Alle kämen! Jeder hat es sich hundert Mal gesagt, diese nämlichen Worte: du kannst nichts! Nur der Stümper nicht! der Dilettant! Der Zweifel aber weckt neues Ringen, neuen Fortschritt! So weit wie bei Ihnen aber darf die Entmuthigung nicht gehen!“

„Ich fühle allerdings, daß ich nie wieder einen Pinsel in die Hand nehmen könnte!“ sagt sie tonlos, ohne sich zu regen, in müder, stumpfer Hoffnungslosigkeit.

Da wirft er den Kopf zurück, und, sie streng anblickend, ruft er zornig:

„Mein Fräulein! Nun will ich einmal alle Höflichkeit bei Seite lassen und Ihnen recht unverblümt die Wahrheit sagen! Sie wollen Selbstständigkeit und Freiheit haben, wie ein Mann, Sie fordern, daß man mit Ihnen spricht, wie mit einem Kameraden und bewähren sich so schlecht! Bei dem ersten Anlasse, der Ihre Kraft, Ihre Energie auf die Probe stellt, werfen Sie die Flinte in's Korn! Wissen Sie, welches Wort man einem Manne zurufen würde, der so muthlos seinen Posten verläßt? Man würde ihn feige nennen!“

„Ja, feige!“ wiederholt sie mit ihrer furchtbaren Ruhe. „Auch darin haben Sie recht! Aber feige nicht, weil ich nicht mehr leben will, — nein! weil mich das Grauen packt vor diesem Aufhören, das doch so süß sein muß. Ohne dieses Grauen, — es wäre Alles vorüber! Aber ich hatte den Schauer fast überwunden, — es war ganz still in mir geworden; das Denken verstummte, und bald, — wenn der Mond hinter jener großen Wolke stand, — dann wollte ich mich hinuntergleiten lassen! O, warum haben Sie mich gezwungen zu neuem Sprechen, neuem Denken, zu einem zweiten Kampfe? Es ist nutzlos, was Sie thun! Ich will nicht zurück! Das Leben hat keinen Zweck, keinen Sinn mehr für mich!“

Leidenschaftlich, wie in heißer Erbitterung spricht sie die Worte, als habe der neue Kampf in ihr bereits begonnen, als wolle sie eine lockende Stimme in ihrem Innern betäuben, die leise flüstert: „Das Leben ist doch so süß!“

Er antwortet nicht; er muß arbeiten mit voller Kraft. Der Wind ist gegen sie. Sein Boot, das er an die „blaue Pletten“ gehängt, erschwert die Last. Auch sie schweigt. Stumm, nur vom Wasser umrauscht, ziehen die Rähne dahin, einen langen Silberstreifen hinter sich zurücklassend.

Unverwandt blickt er auf ihr still vor sich hinstarrendes Gesicht. Er sucht und sucht nach einem zwingenden Worte, das ihren finsternen Entschluß erschüttern soll. Immer heißer und voller wird ihm das Herz; immer mächtiger drängt es ihn, die Bluthen von Wärme und Liebe, die darin emporwachsen, auszu-

gießen über das blasse, traurige, junge Gesicht vor ihm; aber er bleibt stumm und — rudert weiter. Schon steigt die dunkle Kirchthurn-Kuppel der Insel aus dem Glanze empor. Die Umrisse des friedlichen kleinen Landes dämmern durch das Licht- und Schatten-Gewoge. Da läßt Hans mit einem Male die Ruder sinken, faßt die Hände des Mädchens wieder, und wie ein Aufschrei aus tiefster Brust klingen die Worte:

„Lia! Eigensinniges, trotziges Mädchen! Wie wäre es, wenn Sie Jemand lieb hätten! — lebten, um einen Menschen lieb zu haben, — versuchen Sie es!“

Sie braucht nicht zu fragen, wen sie lieb haben soll. Aus den Augen, die sie anblicken, so nah, so glänzend, so bittend, spricht etwas Neues zu ihr, — ein Fremdes, Wunderbares.

Sie bleibt noch immer regungslos und schweigt. Sie landen an der Insel. Kein Licht brennt mehr in den Häusern. Nur Mondesglanz überzieht die Wiesen. Ein Märchenland scheint das stille, in Schimmer badende Ufer. Ihr schwindelt, wie sie den Boden betritt, dem sie auf immer entrückt zu sein glaubte. Sie läßt es geschehen, daß er den Arm um sie schlingt und schleppt, halb getragen von ihm, mit müde geschlossenen Augen, die Füße weiter. Immer fester drückt er die Willenlose an sich. Ein nie gekanntes, wonniges, banges Gefühl strömt über sie ein. Immer berausender flüstert die Stimme in ihr: Leben ist süß! so süß! Sie kämpft gegen den Zauber, der sie einspinnen will. Sie muß erwachen aus diesem berückenden Traume und sich die kalte Wirklichkeit zurückrufen. Sie öffnet die Augen. In überwältigender Pracht liegt die licht-trunkene Landschaft vor ihr; heiße Blicke suchen die ihren. Wie mit lodernnden Flammen erwacht in ihr die zurückgedämmte Lebenslust. Sie fühlt mit heißem Schrecken die große Macht, die sie verleugnet hatte, die Macht, welche die Menschenwelt zusammenhält. Was sie erstrebt und erhofft, verblaßt plötzlich vor einem neuen, sie ganz erfassenden Verlangen nach Glück.

Auf dem kleinen Friedhofe, über den sie hinschreiten, funkeln die Kreuze. Sie stehen vor dem Meßnerhäuschen. Mechanisch greift sie nach dem Schlüssel in ihrer Tasche. Da reißt er sie stürmisch an sich.

„Lia, Sie haben ihr Leben wegwerfen wollen, — ich habe es gerettet — mir gerettet! Ich will es haben! Es gehört mir! Sie haben das Recht daran verloren!“

Sie steht noch immer wie gelähmt, wie berauscht von diesem Leben, von dem sie sich schon losgelöst glaubte, und das sie nun umklammern will mit seinem gewaltigsten Zauber.

„Sagen Sie mir nur ein Wort, — ich lege mich sonst hier vor Ihre Schwelle und hüte Sie, — nur das eine, — daß Sie leben werden!“

Sie nickt. — Zitternd, mit scheu gesenkten Augen steht sie vor ihm. „Ich kann nicht mehr, — kann nicht mehr sterben wollen,“ sagt sie leise.

Mit heißen, glühenden Lippen küßt er sie auf den zuckenden, kalten Mund.

Lange, nachdem sich die Thür hinter ihr geschlossen, steht er noch am Gartenzaune, schaut nach dem Lichte, das durch die Vorhänge schimmert; sieht, wie es verlöscht. Er hört die Wellen an's Ufer schlagen, die Linden rauschen, — in seliger Trunkenheit, wie Tausende vor ihm.

Nachdruck verboten.

Wie einst im Mai.

Novellette von Ida Boy-Ed.

Wenn man sich zu amüsiren selbst nicht mehr im Stande ist, gewährt es auch keine Unterhaltung, Andere sich vergnügen zu sehen“, sagte der zwanzigjährige Herr von Meyer zu dem Baron von Hafften, welchen er vom Club her kannte, und den er sich, wie es hieß, in allen Dingen zum Vorbilde nahm. Hafften lehnte an einem Thürpfosten zwischen Spielzimmer und Salon und sah, scheinbar mit müden und gleichgültigen Augen, in das vom Kerzenlicht überstrahlte Menschengewühl. Er wandte nicht ein bißchen sein Haupt nach dem Sprechenden, welcher seitwärts hinter ihm stand; er erröthete die Persönlichkeit an dem künftlich näselnden Tone.

„Finden Sie, mein lieber von Meyer?“ sagte Hafften. Dieses „von Meyer“ in seiner Betonung gab dem jungen Manne allemal einen schmerzlichen Stich. In Hafften's Munde wurde das „von“, dessen die Meyer's sich seit einigen Jahren erfreuten, zur Kränkung; auch hatte Hafften eine verheißene Angelegenheit, ein wenig mit der Zunge anzustoßen, wenn er von dem Vater seines Bewunderers, dem Herrn Commerzienrath von Meyer sprach. Aber diese verstellten Bosheiten waren dem jungen Meyer nur ein Beweis mehr von der unerreichbaren „Feudalität“ des Barons und erhöhten seine abhängige Bewunderung. Und schließlich hat auch jeder „von Meyer“ wieder noch einen nachstrebenden Müller, dem er seinerseits als das Urbild gesellschaftlicher Vollkommenheit erscheint, und der seinen, von Anderen getretenen Hochmuth, voll auf fättigt.

„Ist es wahr, Herr Baron“, fragte der junge Meyer, „daß Sie alle Erregungen durchgelassen haben, und daß Sie nur noch wünschen, einmal einer Hinrichtung beizuwohnen zu dürfen?“

„In der That, mein Lieber“, bestätigte Hafften mit lässigem Kopfnicken, „und da es mir nicht vergönnt war, dem Scharfrichter zuzusehen, beobachte ich inzwischen hier die Mörder bei ihrem Handwerk.“

„Ah“, sagte Meyer mit einem dummen Gesichte. „Hier?“

„Natürlich, hier. Erstens morden wir Alle, Sie und ich eingeschlossen, die Zeit und unsere Gesundheit in der langweiligen Gesellschaft und den überfüllten Zimmern. Weiter, — sehen Sie dort in der Ecke die Kathin Langhoff mit den beiden Cousinen von Malten? — nun die morden gerade den guten Ruf irgend einer schönen, geistreichen Frau, deren Verbrechen ist, gefeiert zu sein, — mir ist förmlich, als sehe ich den Namen auf den schmalen, giftigen Lippen schweben. Dort die Baronin Beuren mordert das Glück und den Wohlstand ihrer Familie, ihre kostbare Robe kann ihr Mann nicht bezahlen, ihre Juwelen sind bezahlt, aber der Käufer war eben nicht Beuren.“

„Wo, — woher wissen Sie das?“ stotterte Meyer.

„Der Kaiser muß es dumm und ungeheuer angefangen haben, daß es sich herumsprechen konnte; es wird ein Neuling auf dem Parfett und in der Gesellschaft sein“, sagte Hafften mit größter Seelenruhe, während der Jüngling neben ihm blutroth wurde. „Und sehen Sie unsere gute Hausfrau, wie sie strahlt“, fuhr der Baron fort, „ihre wohlwollende Herz hat die heutige Abend-Gesellschaft als Fokusbau für zwei Seelen eingerichtet, und das halbe Duzend von Wissenden wird ein teufliches Vergnügen beim Beobachten haben.“

Die Auffassungsfrage des jungen Mannes konnte den Andeutungen seines Mentors nicht folgen. Er wollte fragen, aber in diesem Augenblicke richtete Hafften sich mit jähher Lebhaftigkeit auf, und sein dunkles Gesicht leuchtete in einer inneren und schönen Bewegung. Eine Frau war über die Schwelle der großen Eingangstür getreten, und nicht Hafften's Augen allein hingen so gespannt an ihr. Sie war eine Frau, in der Blüthe ihrer Jahre, aber mit einem Ernst in den bedeutenden Zügen, der diesen Jahren voraus war.

Hafften eilte ihr entgegen und begrüßte sie mit einer Wärme, die selbst ihr auffiel.

„Dach ich mich heute Abend ganz zu Ihnen bekennen, meine Freundin?“ fragte er leise und eindringlich.

„Wie meinen Sie das?“ fragte sie erstaunt entgegen.

„Dach ich nicht von Ihrer Seite weichen, Sie unausgesetzt unterhalten, Jeden von Ihnen abwehren, der zu Ihnen sprechen will?“

„Dacht mir denn Gefahr?“

„Vielleicht!“

„Von wem?“

„Von Alban.“

Schnell und leise hatten sie einander die Worte zugeworfen. Nun sah er, daß die schöne Frau doch erbläute.

„Er wird kommen, Sie werden ihn sehen, er Sie, die Hausfrau weiß, daß Sie einmal Alban's Braut waren, man hat Sie böswillig zusammen eingeladen“, erklärte Hafften ihr. Die Gesellschaft ringsum beobachtete das leise Gespräch, und die Kathin Langhoff sagte zu den Malten's: „Natürlich, der arme Hafften fällt doch noch herein, und unsere gute Melanie hat die Elasticität des Herzens, zu dem verflochtenen Bräutigam von einst, dem verstorbenen Gatten von vor zwei Jahren, noch den Drittwählten zu fügen.“

Melanie hatte sich nur eine Secunde lang besonnen. „Ich kann nicht wieder forgehen. Aber ich danke Ihnen, daß Sie mich vorbereiteten.“

Jetzt kam die Hausfrau, welche sich in den Nebenräumen aufgehoben haben mochte, und begrüßte ihren Gästen.

„Zum Glück haben Sie noch nichts veräußert, theuerste Melanie, Alban Kronach wird singen, und natürlich ist der berühmte Sänger noch nicht da.“

„So“, entgegnete Melanie beinahe trocken. „Ist Kronach denn jetzt in unserer Stadt?“

„Auf der Durchreise von Wien nach Berlin. Er war an meinen Gatten adressirt, der ihn für Petersburg, wohin Kronach später geht, Wechsel und Empfehlungen mitgeben soll. Natürlich arrangirte ich schnell diesen Abend und hat insbesondere Sie, weil mir ist, als wären Kronach und Sie so etwas wie Jugendgenossen.“

„Ja, in der That, so etwas“, sagte Melanie oberflächlich.

Hafften liebte nichts so sehr an Frauen wie eine vollkommene Fassung. Sie erschien ihm das bedeutsame Merkmal einer adeligen, fest in sich selbst beruhenden Seele. Er wußte ganz genau, daß diese gefasste Haltung nicht der Gleichgültigkeit gegen den Erwarteten entsprang, denn Melanie liebte den Mann noch immer, der sie einst, wenige Tage vor der beabsichtigten Vermählung, durch Untreue beleidigte. Er wußte sogar, daß sie dies ihrem späteren Gatten gleich gestanden, und daß dieser sich darin gefunden, anstatt Liebe, Freundschaft zu besitzen.

„Um Gotteswillen“, sagte die Langhoff zu den Malten's, als Hafften sich jetzt mit Melanie in einer Ecke niederließ, mit einer so zur Schau getragenen Absichtlichkeit, das töte a töte inmitten der Gesellschaft zu bewahren, daß selbst Herr von Meyer sich nicht vorzustellen wagte, „er escortirt sie ja, als wenn sie eine Gefangene oder eine Königin wäre.“

„Beiden gönnt man bekanntlich nicht die Freiheit, einen unbewachten Schritt zu thun“, lachte eine Malten, „möglicherweise combinirt er auch beide Eigenschaften: er hält seine Gefangenin in Ketten.“

Hafften und Melanie plauderten eine Weile, bis er mitten in einen Satz hinein das Wort „Achtung“ flüsterte.

Sie begriff augenblicklich. Ihre Hände bebten, aber sie wandte ruhig, als sei sie gleich den anderen Damen auf die Erscheinung des berühmten Sängers neugierig, das Haupt zur Thür.

Da stand ein Mann, fast noch auf der Schwelle, und lachte mit der Hausfrau, ein Mann, groß, auffallend wohlgebaut, blaß, mit blondem Haupte. Sein Gesicht war eher das eines Aristokraten, denn das eines Künstlers, der vornehme Familien-Namen, den er um der Kunst willen abgelegt, stand ihm doch noch auf der Stirn geschrieben. Ein unbestimmtes Etwas in der Haltung des Kopfes, in der Pose der Gestalt, deutete darauf hin, daß die Grazie seines Auftretens nicht unbewußt sei. Die Deffentlichkeit und die Gewohnheit, sich betrachten zu lassen, nehmen immer der Grazie die Keuschheit, aber sie erhöhen zuweilen den Zauber derselben, indem sie ihr den Reiz erhöhter Gefährlichkeit hinzufügen.

In den langen Minuten, daß Melanie dem Gespräche von fern zusah, und bis er dann ihr zugeführt wurde, gerade ihr zuerst, in diesen Minuten lebte das klopfende Frauenherz die ganze Vergangenheit wieder durch.

Wie sinnlos beglückt hatte sie die Liebe des vielumworbenen Mannes, der gerade damals mit den Seinen um die Erlaubnis rang, sich ganz der Kunst widmen zu dürfen. Wie hatte sie seinen Eifer angefeuert, wie freudig gelobt alle Fähigkeiten seiner Laufbahn mit ihm zu bestehen, auf seinen stolzen Namen zu verzichten und lieber Alban Kronach's Gattin zu heißen, als die Gräfintrone seines Vaters über ihr Wappen zu stellen. Dank ihrer Begeisterung, war es ihm gelungen,

seiner Familie Widerwillen zu bezwingen, aus Rücksicht auf sie hatte sein zürnender Vater ihn nicht enterbt, mit ihr hatte er, vier Wochen vor der schon bestimmten Vermählung, des Sterbenden Segen empfangen. Der Zauber seiner Heiterkeit und seines, wie von innerem Sonnenschein durchglühten Wesens, hatte durch den Trauerfall nichts von seiner strahlenden Helle eingebüßt.

Das machte Melanie's Herz vor Schreck schon erbeben.

„Ich bin ein Künstler, ich brauche Sonnenschein“, sagte er, „glaube mir, ich liebe meinen Vater sehr. Aber weinen mag ich nicht.“

Und doch sah sie ihn zuweilen weinen; wenn er seine Lieder sang und sich in die Stimmungen derselben hinein-dachte, dann rannen Thränen aus seinen Augen, und aus seiner sinnlich berückenden Stimme klang es, wie wenn verhaltene Thränen sie leise verschleierten. Zuweilen beschlich es sie dann wie ein Grauen: „Er fühlt nur, wenn er singt, sonst ist es leer in ihm.“

Dann kam der Tag, wo man ihr mit unwiderleglichen Beweisen von seiner Untreue sprach, und sie ihn beschwor zu sagen, daß es doch nicht wahr sei. Aber er leugnete gar nicht. Er meinte, daß dies seiner Liebe zu ihr, die wieder anders geartet sei, keinen Werth nähme. Und er sagte, daß seelische Erregungen für ihn das notwendige Mittel seien, alle Stimmungs-Schattierungen für seinen Gesang zu erproben; Treue dürfe Melanie nicht von ihm verlangen, mit Eifersucht ihn nicht plagen; seine innere Freiheit sei ihm das Lebens-Bedingung, und je freier sie ihn lasse, desto inniger werde er sie lieben.

„Alles oder Nichts“, sagte sie, ihre tödliche Herzenswunde vor ihm verbergend, und sie fügte kalt und stolz hinzu: „scheiden wir dann lieber.“

Seitdem hatten ihre Lebenswege sich nie wieder gekreuzt; nicht ohne Bemühen und Vorsicht war ihnen das möglich gewesen. Daß sie sich hier finden könnten, war Beiden vollkommen außer aller Berechnung. Und Hafften, der kein Auge von dem Sänger verwandt, beobachtete genau, daß die Hausfrau ihm nun von Melanie sprach, denn seine heitere Stirne erschien plötzlich ernst, und gleich darauf suchte sein Auge umher.

Jetzt traf es den Blick der einst Geliebten. Sie sahen sich aus der Ferne an und erblaßten nicht einmal. Ihre Blicke wuchsen näher und durchdringender in einander, als er nun langsam auf sie zu kam.

„Eine Vorstellung ist wohl unnötig“, sagte die Hausfrau. „Aber ich bitte“, sprach Hafften sehr vordringlich, so sehr, daß Alban Kronach sich nicht gewundert hätte, wenn man ihm den dunklen Mann mit dem boshaft überlegenen Buge um den Mund, als Melanie's Verlobten vorgestellt.

Melanie sah ihm das an und erröthete. In ihrem vornehmen Herzen lebte eine Schwäche: der Wunsch, daß Alban eines Tages ihre Treue wie einen Vorwurf, wie einen vernichtenden Richterpruch empfinden möge.

Nun sprach er. Seine Stimme wurde ihr eine wahre Qual. Und er, der sie so genau gekannt hatte, las jede Bewegung von ihren Zügen, das wußte sie, und das machte sie nur noch unglücklicher.

Der sonst so gesprächsmüde und wortkarge Hafften führte die Unterhaltung mit dem Sänger, die sich um dessen Lebens-Schicksale drehte. Hafften fragte Alles, was man sonst einem fremden Menschen keineswegs fragt, aber er fragte eben für Melanie, aus ihrer bange, wißbegierigen Seele heraus. Und der Sänger antwortete auch, wie man sonst einem Fremden nicht antwortet, er sprach auch für Melanie. Er sprach von den Kämpfen und Freuden seiner Sängerkarriere, denen nicht der Ruhm, sondern das Glück gefehlt habe, denn der Stern einer echten Frauenliebe habe ihm nicht geleuchtet. Die Sonnenbrände wechselnder Leidenschaften verdorrten zuletzt das Herz.

Während er so sprach, im Sprechen mit Blick und Ton immer lebhafter werdend, wußte Melanie genau, daß er vielleicht vordem nie daran gedacht hatte, sich aus den „Flammen“ heraus nach dem milden, stetigen Lichte eines häuslichen Herdes zu sehnen, aber in diesen Minuten fühlte er überzeugt sei, es gethan zu haben.

Die Hausfrau stand dabei und verlor kein Wort von dem Gespräche; ab und zu wechselte sie einen Blick mit den umher sitzenden Damen Langhoff und Malten, einen Blick, der so viel sagen sollte, als: „Seid nur geduldig Kinder, ich erzähle Euch nachher Alles.“

Hafften wurde nervös, er begriff die Qual, die Melanie erduldet und dachte: „biegen oder brechen.“ Wenn man ihn zum Singen brächte, hätte sie vor dem peinigenden Gespräche Ruhe und könnte im Schweigenden hören sich ganz klar über die Wichtigkeit dieses Wiedersehens werden. Kronach war mit tausend Freuden bereit. Wie konnte er auch eindringlicher an das Herz der, wie ihm jetzt schien, noch immer Geliebten an-pochen, als mit seinem machtvollen Gesange.

Melanie wußte, als er sich an den Flügel setzte, daß er „ihre“ Lieder singen werde, die, mit denen er sich einst in ihr Herz gesungen. Und so that er. Sie aber schloß die Augen und gab sich Mühe, nicht zu hören. Als es ihr zu schwer wurde, begann sie mit den heißen, trockenen Lippen mühsam ein Flüstergespräch mit Hafften. Der Sänger bemerkte, wie ihre Seele vor ihm floh. Der Wunsch, sie dennoch zu fangen, stieg in ihm zur plötzlichen, leidenschaftlichen Begierde. Er endete seinen Gesang und bat die Hausfrau leise, ob er Melanie nicht zu Tische führen dürfe.

Die Hausfrau, welche sich bereits mit der freudigen Hoffnung trug, an ihrem Tische eine sensationelle Verlobung zu erleben, gab sogleich das Zeichen, und Kronach bot Melanie den Arm.

So zwischen Tisch und Braten, und Käse und Birne die höchsten Dinge des Seins abzuhandeln; mit einem verstoßenen Händedruck das innigste, vielbedeutendste Geständniß zu machen, während der Mund, zur anderen Seite gewandt, ein oberflächliches Nichts spricht; durch einen heißen Augenaufschlag ein Herz erzittern lassen, während man scheinbar ganz unbefangen dasitzt, — das sind die Fähigkeiten, die das Gesellschaftsleben ausbildet bei den Menschen, deren Herzen unter der Lada-Decke des „guten Tones“ aufrührerisch und vulkanisch schlagen. Kronach, der für den unbefangenen Beobachter mit Melanie heiter zu plaudern schien, folterte das Weib, welches er einst geliebt und betrogen, auf eine unheimliche Art. Zwischen jede laut gesprochene Phrase über Welt und Kunst schob sich ein heißes, leises: „damals —“ und „weißt Du noch —“ oder „wie konnte es geschehen.“

Und sie ward stumm und stummer, und ihre Wangen wurden bleich. Hafften, der sie von fern beobachtete, sah wohl, daß ein ungeheurer Kampf in ihr gähnte.

Endlich, als man aufstand, gelang es dem Sänger, seine Dame in das noch stille Musikzimmer zu entführen, wo er vorhin gesungen.



Im richtigen Moment. Von A. Schram. — Siehe Seite 103.

„Melanie,“ rief er, ihre beiden Hände ergreifend, „Weißt Du es denn nicht, daß wir uns noch lieben wie damals, daß Alles, was dazwischen lag, nur Selbstbetrug war? Sei wieder mein, mein geliebtes Weib.“

„Nein,“ sagt sie. Es war fast unhörbar. „So liebst Du mich nicht mehr!“ rief er drängend. Sie sah ihn an.

Ein freundiger Schreck, der sich augenblicklich in die beständigen Liebeswünsche umwandelte, durchzuckte ihn. Ja, so blühte nur unsterbliche Liebe. Dann mußte ihr „Nein“ auch besiegtbar sein.

„Vorhin wolltest Du mich nicht hören,“ sagte er erregt, „jetzt zwingst Du mich.“ Und er setzte sich an den Flügel, griff in die Tasten und sang:

Stell' auf den Tisch die duftenden Nefeden,
Die leuchten rothen Aftern trag' herbei,
Und laß uns von der Liebe reden,
Wie einst im Mai.

Gieb mir die Hand, daß ich sie heimlich drücke,
Auf daß ich fühl', wie schön Erinnerung sei,
Und schenk' mir wieder Deine süßen Blicke,
Wie einst im Mai.

Es blüht und flimmert heut' auf jedem Grabe,
Ein Tag im Jahre steht den Todten frei.
Komm an mein Herz, daß ich Dich wieder habe,
Wie einst im Mai.

Auf den Klang der Stimme hatte sich die Gesellschaft möglichst leise herzugehört. Aber weder Kronach, noch Melanie bemerkten einen einzigen Menschen. Sie waren beide leichtschlafend. Er fühlte, daß er noch nie so gesungen, wie in diesem Augenblicke, er mußte ihr die Tiefen der Seele aufgewühlt haben. Und sie stand einige Sekunden wie in Erstarrung.

Dann neigte sie sich zu ihm und sagte leise: „Wie einst im Mai, — so heute, — so ewig: nein!“

Sie wandte sich um, ihr Blick ging suchend, wie der eines verirrten Kindes, bangumher. Sie sah all' die Menschen, und diese schienen sie wie eine Mauer zu umschranken und zu zwingen, noch länger mit ihm eine Luft zu athmen. Sie fühlte seltsame Kälte über ihren Körper kommen, und in ihrem Kopfe brauste es, wie Glodengewoge.

Hastig drängte sich an sie heran und nahm ihren Arm.

„Ja, — fort,“ flüsterte sie halb bewußtlos. Und die guten Menschen gönnten der Heldin des Abends ungehinderten Abgang; man bildete eine Gasse, schweigend zeigte so, daß man Alles verstanden hatte, was vorgegangen war. Auf Hastig's Gesicht spielte ein teuflisches Lächeln, als er im Vorüberstreichen die Menschen hochmüthig und dreist anfaß.

Draußen im Vorfaale gab er der schwiegenden Frau ihren Mantel um, führte sie die Treppe hinunter und half ihr in den Wagen. Am offenen Schläge blieb er stehen.

„Nun, meine Freundin,“ sagte er mit einem sanften, gütigen Tone, „hat dieser Abend meine Hoffnungen vernichtet oder erfüllt?“

„Werden Sie, wie mein erster Gatte, mit meiner Achtung für Sie nehmen? Nein! Denn ich — ich liebe — ihn — noch immer,“ flüsterte sie.

Er nahm zärtlich ihre Hand. Ueber sein dunkles Gesicht flog ein melancholisches Lächeln, und sein Auge sah innig auf das schöne, blasse, jetzt schmerzverzerrte Gesicht des Weibes.

„Stolz und tapfer!“ sagte er. „Oh, wie das würdig ist. Sie lieben, aber Sie verlieren sich nicht. Liebe fragt nicht nach Werth und Unwerth, über Ihr Herz haben Sie keine Gewalt. Aber das Heiligthum Ihrer Frauenwürde geben Sie nicht dahin. Darum lieb' ich Sie nur noch mehr.“

Und nach einigen Sekunden setzte er mit bedeckter Stimme hinzu:

„Nein, — Ihre Achtung ist mir nicht genug. Ich wollte Ihre Seele, Ihre ganze Seele, das ganze, herrliche, süße Weib wollte ich haben. — Gute Nacht, Melanie. Wir bleiben gute Kameraden, — was?“

Und er lachte sich aus wegen des Flors, der sein Auge verdunkelt hatte.

„Nun, mein lieber von Meyer,“ sagte er zehn Minuten später, als dieser junge Mensch ihn auf dem Wege zum Club eingeholt hatte, „geben Sie mir Recht? Haben Sie auch den begangenen Mord zugehört?“

Der junge Herr hatte immer noch nicht ganz begriffen, fürchtete nun durch eine Entgegnung sich bloßzustellen und murmelte:

„Allerdings, — wenigleich ich nichts Besonderes...“

„Das Besondere war, daß man einem weltmüden, zweifelvollen Herzen das letzte Restchen Hoffnung, das in ihm war, mauthet gemacht hat, so daß an dem Aufkommen dieses Herzens überhaupt gezweifelt werden könnte,“ erzählte der Baron mit seinem gewissen Lächeln.

„Ah, das ist freilich Mord,“ rief der junge Meyer mit Empfindung, „wenn mir so etwas passierte...“

„Seien Sie ruhig. Sie haben von Ihrem Vater, dem Herrn Commerzienrath von Meyer, keine Anlage zu so etwas; den von Meyer's passiert dergleichen nicht. Ah, — da sind wir am Club, — gute Nacht; ich gehe nach Hause. Der Wein war zu schlecht, mir ist nicht wohl.“

Nachdruck verboten.

In alten Welfenschlössern.

Skizzen von E. Bely.

I. Hannover — Petit Paris.

Siehe die Abbildung, Seite 97.

„Dat Land twischen Deister und Leine,
Dat is et rechte, dat is meine.“

hatte der alte Welfe Erich I., welcher bekanntlich Luther aus dem Reichstage zu Worms mit einem Trunke Einbecker Bieres erquidete, bei einer Erbtheilung gesagt, und jenes Land erkoren, und diejenigen, denen es später zufiel, haben allzeit gewußt, daß dort gut sein war. Das alte Schloß an der Leine, welches 1637 aus einem Minoriten-Kloster entstand, kann gar Vieles erzählen von „Geschlechtern, die kommen und gehen, und steigen wieder in's Grab“.

Seit jenen zwei und einem halben Jahrhunderten, in denen es stolz dort aufragt, hat es manche bauliche Veränderung erfahren, aber die Grundform ist so ziemlich dieselbe geblieben, ein paar Vierecke, die Höfe umschließen.

Die glanzvollsten Tage sah das Schloß unter der Regierung des Kurfürsten Ernst August und seiner geistvollen Gemahlin Sophie, der Leibniz die Bezeichnung „unsere große Frau Kurfürstin“ gab. Beide waren gleich prachtliebend, wie sie gleich ehrgeizig waren, — und das war das Band, welches sie vereinte, denn nicht Liebe hatte sie zu einander geführt.

Zahlreiche Bilder in der Familien-Gallerie zeigen uns das Paar in den verschiedensten Phasen seines Lebens: Ernst August als stattlichen, selbstbewußt blickenden Mann, mag ihn der Harnisch bekleiden, das goldgestickte Hofgewand oder die riesige Allonge und der Hermelinmantel, mit welchem er sich schmückte, als er die Kurwürde erlangt hatte, — Sophie, schön und hoheitsvoll, in jugendlicher Tracht, wie im Witwenkleide; sie hatte eine imponirende Gestalt, dunkelbraunes Haar, große blaue Augen und einen lichten Teint.

Galt Ernst August als „einer der schlauesten und politisch ausgebildeten Fürsten“ seiner Zeit, so brachte ihm seine Gemahlin als einzige Mächtigin den „Stolz und die Romantik des Hauses Stuart“, — und das war eine bedeutungsvolle Gabe. Wie das Ehepaar darauf bedacht war, seinem Hause Ansehen und Macht zu geben, so suchte es auch nach Außen blendenden Glanz zu verbreiten; Ernst August führte die Primogenitur (Erbgebürtsrecht), im welfischen Hause ein, und seine Gattin sollte dazu bestimmt sein, demselben am Abend ihres Lebens den englischen Thron zu gewinnen.

Sophie war das zwölfte Kind des unglücklichen Winterkönigs Friedrich V., Kurfürsten von der Pfalz und der stolzen Elisabeth von England, Tochter Jacobs I., welche bekanntlich lieber „unter einer Krone hungern, als unter dem Kuchente schwelgen“ wollte.

Die Erziehung, welche Sophie erhielt, war eine äußerst strenge, hauptsächlich auf ceremonielle Dinge gerichtete, und wenig Liebe wurde der Prinzessin zu Theil: „Meiner Mutter war der Anblick ihrer Hunde und Affen lieber, als der ihrer Kinder,“ erzählte sie selber.

Während eines Aufenthaltes zu Heidelberg, am Hofe ihres Bruders Karl Ludwig, dem nach Beendigung des dreißigjährigen Krieges ein Theil seiner Erbstaaten zurückgegeben wurde, verlobte sich Sophie mit Georg Wilhelm, dem Herzoge von Braunschweig-Lüneburg, einem der schönsten Fürsten seiner Zeit. Nach herkömmlichem Brauche ging derselbe aber erst auf Reisen und zwar nach Italien, das ihm, wie so manchem Deutschen, verhängnißvoll wurde. Die feurigen Augen der Venezianerinnen thaten's ihm an; er vergaß die fühlenden seiner Braut, und seine Freiheit erliefen ihm ein zu kostbares Gut, als daß er sie hätte opfern mögen, selbst für eine Prinzessin Sophie.

So machte er seinem jüngeren Bruder Ernst August den Vorschlag, statt seiner die Braut heimzuführen, — 20,000 Thaler Zulage zu dessen kleiner Apanage, und das Versprechen Georg Wilhelms, sich nie zu vermählen, damit sein Erbe Jenem und seinen Nachkommen zufalle, unterstützten als reale Dinge den absonderlichen Gedanken.

Die schöne Prinzessin mag über diesen seltsamen Wechsel nicht wenig erstaunt, vielleicht auch in ihren innersten Gefühlen verletzt gewesen sein, — aber sie ging auf denselben ein. In ihren Memoiren sagt sie: „Moi, j'étais trop fière, pour être touchée,“ und dem Bruder gestand sie, ganz von dem Hohheitsgefühl einer Stuart durchdrungen: „Ich betrachtete eine Heirath nur wie eine Verjüngung, um gut und standesgemäß zu leben; wer mir eine solche bieten kann, einerlei wer, dem werde ich meine Hand reichen.“

Und Ernst August erfüllte, was sie von ihm gehofft. Licht, Glanz, Musik, Freude herrschten in dem Schloße an der Leine. Sophie hatte Reisen nach Paris gemacht, um ein Vorbild für ihr „petit Paris“ zu haben. Ein Zeitgenosse erzählt: „Alles ist in Hannover bei Hofe in gutem Zustande. Die Zimmer im Schloße sind sehr sauber und reich möblirt. Es ist allda ein nettes Theatrum mit schönen Logen vor Leute von allerhand Condition, und zahlt allda kein Mensch, der in die Comödie geht, sondern der Churfürst thut alles auf seine Kosten, wie solches auch an anderen Höfen in Deutschland gebräuchlich ist, sowohl denen Leuten in der Stadt, als denen bei Hofe ein Vergnügen zu machen. Das Opernhaus aber in dem Schloß wird von allen Reisenden billig als eine Rarität beisehen, sime-mal dasselbe sowohl der Malerei als der Einrichtung wegen, das Beste in ganz Europa ist.“

Der Hof ist durchgehends sehr polit und wird in Deutschland selbst wegen seiner Civilität und übrigen Wohlstandes in allen Dingen vor den Besten gehalten. Die Damen sind vollkommen wohl erzogen, höflich und meistens schön von Gestalt.

„Komödien, Maskeraden, Wirthschaften“ fanden in den

glänzenden Sälen statt und zu der Carnevalsfarce „Trimalcion moderne“ hatte Niemand anders den Text geschrieben, — als der Philosoph Leibnitz!

In der Beschreibung einer Maskerade auf dem Rathhause vom Jahre 1688 heißt es: „Bei der Rathhausthür nun stunde ein Unteroffizier mit einigen Rotten Missethäter zu beiden Seiten, durch welche man hingehen und sich, damit keiner ohne Maste mit hinein schleichen möchte, beschauen lassen mußte, und kam man gleich auf den großen Rathhaus- oder sogenannten schönen Huldigungs-Saal, welcher mit großen Spiegeln und drei doppelten messingenen Kronenleuchtern an den Wänden aufgesteckt behangen waren. — Es waren von hohen Personen auf dem Rathhause zu sehen, der Herzog daselbst mit deren Frau Gemahlin, hochfürstliche Durchlaucht, der Erbprinz mit der Frau Gemahlin, Prinz Maximilian und Prinz Charles, dann Herr Herzog von Celle und Gemahlin, auch vom Wolfenbüttelschen Hause Herr Herzog Anton Ulrich, der Frau Gemahlin und ältester Prinz mit Gemahlin, auch einer Prinzessin und einem gräflichen Fräulein von Hohenlohe, so sich als Gäste am selbigen Hofe aufhält, wie auch eine Gräfin von Neuf, und sonst von solchen fürstlichen Personen. Die Herrn Herzöge von Hannover, Celle und Wolfenbüttel, nebst deren französischen Cortège Monf. Comille, Graf Galli und Montalban und die verschiedenen Cavaliere, zusammen an elf Personen, saßen oben im Saal bei einer runden Tafel und spielten das also genannt Zeid (?) (wobei damals des Herzogs zu Hannover Durchlaucht 14,000 Reichsthaler zum Gewinnst erhalten haben).

Während dem Spiele demas-
firten sich die Herrn Herzöge so-
wohl, als auch die fürstlichen
Frauenzimmer, so meist aber sich
die ganze Zeit beim Tanz hielten
und zusahen, auch zum theil mit-
tanzten. Es war dasmal der
Herzog zu Hannover mit einem
schwarzen und der Herzog von
Wolfenbüttel mit einer rothen
Zammerlücke (Domino?) auch mit
türkischen Mützen und taffinen
Masken, so um den ganzen Kopf
gingen, gekleidet. Das fürstliche
und Hofrauenzimmer aber meh-
rentheils mit rothen Zammerlücken
und darum kleinen, gestickten,
allerlei Façon-Gürteln, gestickten
kleinen Mützen oder Kasketten,
deren etliche dazu mit Perlen,
auch Kleinodien und mit großen
Stupfedern besetzt waren. Etliche
aber waren auf andre Art an-
gethan, darunter die junge Prin-
zessin von Celle und auch die
von Wolfenbüttel einen Cardinal
in Kleidungen präsentirten.

Alles solches Wert und Wesen
ging zu vier Uhr Nachmittags an
und endigte sich zu zehn Uhr des
Nachts, binnen welcher Zeit im-
merhin Manns- und Weibseute
auf- und abgingen, mit einander
redeten, lachten, sich kitzelten und
scherzten und fuhren dann gegen
solche Stunde, da zur Tafel ge-
blasen wurde, allerseits Herrschaf-
ten wieder nach Hofe.“

Die Jünger Italiens haben
für damalige Verhältnisse zu Han-
nover goldene Zeiten gehabt: „Der
Comödianten sind jetzt daselbst
sieben in Diensten, welche zusam-
men jährlich sechstausend Reichs-
thaler bekommen und über das
ihnen noch die nothdürftigen Klei-
der zu den Comödien geschaft
werden.“

Großartig waren die Festlich-
keiten und Ceremonien am han-
noverschen Hofe bei fürstlichen Be-
suchen, wie Hochzeiten, — hatten
sich doch auch enge Bande mit
dem brandenburgischen Hause ge-
knüpft durch die Vermählung von
Ernst August und Sophies ein-
ziger Tochter Sophie Charlotte, der
„philosophischen Königin“, mit dem
ersten Könige von Preußen. Die
preussischen Verwandten, der Kö-
nig von Spanien, die Königin
von Dänemark, Peter der Große
u. A. wurden als Gäste begrüßt.

Bei Peters erster Anwesenheit
am 25. Juli 1697 hatte er auch
dem „Blodsberg“ (Brocken), einen
Besuch gemacht und traf dann in
Coppnenbrügge mit dem hanno-
verschen Hofe zusammen, bei wel-
chem Sophie Charlotte als Gast
weilte. Der, wie es scheint, das
öffentliche Ansehen schenende
Beherrscher der Neußen machte
aber, — laut Hofbericht, — seine
Bedingungen:

„Seine Czarische Majestät lie-
ßen dem Hofmarschall sagen, daß
sie willens, denselben Abend zu
Coppnenbrügge mit der sämt-
lichen Herrschaft zu speisen, es
sollte aber niemand in das Ge-
mach kommen, außer der Herrschaft,
als die Damen, der Hofmarschall
und drei oder vier Cavaliere.“

Man trug dem Wunsche des Gastes Rechnung, — als der Czar
aber anlangte, standen doch viele Leute auf dem Walle und
Peter, beleidigt äußernd, daß das wider die Abrede, stieg im
Rathhause ab, wo man die Küche für die Domestiken aufge-
schlagen. Der Intervention des Hofmarschalls gelang es aber
doch, ihn zum Kommen zu bewegen, man führte statt des
Czaren den Gesandten in einer Kutsche nach dem Schlosse, Peter
selber kam bei Eintritt der Dunkelheit zu Fuß.

Am 1. März 1713 wiederholte er seinen Besuch, kam dies-
mal nach Hannover und sträubte sich nicht gegen das Cere-
moniell eines großen Empfanges. Er wurde mit aller Pracht
eingeholt. Von der Moskowitschen Garde, welche ihn begleitete,
heißt es: „Sie bestand aus 30 Mann, die aber keine sonder-
liche Parade machten, weil sie nicht allzuwohl montirt waren,
auch ganz confus durch einander ritten. Die Hüte hingen
ihnen um die Ohren, die Degen hatten sie zwar entblößt, waren
aber ziemlich rostig. Ihre Montur war grau mit rothen
Doublen ganz schlecht, wiewohl sie sich des andern Tages besser
ausstaffirt hatten.“

Große Tafel mit „goldenem Service“ und roth-sammetnen
„Chaises à dos“, Musik, „gepaukt und geblasen“, von Kanonen-

schüssen begleitet, Comödie, Maskerade und Tanz ließ der
Czar über sich ergehen.

„Se. Czarische Majestät forderten ihre Durchlaucht die
Churfürstin (damals 83 Jahre alt) auf und machten mit einem
polnischen Tanze den Anfang.“

Bei dieser Gelegenheit war's, daß Peter, die sich beineinen
Schmürleiber der Damen nicht berücksichtigend, äußerte: „Die
hannoverschen Frauenzimmer haben verteuft harte Knochen.“

Weiter wird erzählt:

„Der Czar wollte aber nicht in dem vor Sie zubereiteten
Bette schlafen, vorgebend, nicht gewohnt zu sein in so kostbarem
Bette zu schlafen, wie sie denn auch ihr eigen Bettwert, so in
Matrazen bestehet, auf die harte Erde haben legen lassen und
darauf die Nacht zugebracht.“

Waren Paris und Versailles dem prachtliebenden churfürst-
lichen Ehepaare Vorbilder, so auch andere französische Sitten.
Es gab ebenfalls eine hannoversche Pompadour, die Baronin,
spätere Reichsgräfin von Platen, geb. von Meisenburg.

„Sie hielt in ihrem Hause, das dicht neben dem Schloß
stand, einen eigenen kleinen Hofstaat; ihre sechs Lakaien trugen
rothe Livree mit silbernen Knöpfen und ihre Pferde hatten



Studienkopf. Von E. Haanen. — Siehe Seite 103.

rothe Sammetdecken und wurden an rothleidenen Bügeln geführt. Sie hielt täglich offene Tafel, der eine Cour voranging und gab Bälle und Wirtschaften, denen oft der ganze Hof anwohnte.

Ein trefflich ausgeführtes Bild, Kniestück in Lebensgröße, zeigt sie als eine, trotz der vierzig Jahre, welche man ihr geben mag, imponirende dunkle Schönheit mit großen, stolzblickenden Augen und vornehmer Haltung.

Die Churfürstin Sophie schien nicht im Mindesten davon berührt, daß sich ihr Gatte dieser lebenslustigen Frau zugewendet, — das „moi, je suis trop fière“, mochte auch hier wieder sein Recht behaupten. In allen Hofberichten ist die schöne Platen in unmittelbarer Nähe der Churfürstin aufgeführt.

1681 heißt es in der „Nachricht, was bei der Zusammenkunft der verwitweten Königin Sophia Amalia zu Dänemark mit Herzog Ernst August passirte“:

„Fünfzig vergoldete Carossen, alle mit sechs Pferden bespannt, fuhren der Reihe nach. In diesen saßen die vornehmsten Cavaliere und qualificirtesten Damen des Hofes. Die Cavaliere hatten reich mit Gold gestickte oder mit Vorten besetzte Kleider, die Damen aber die kostbarsten Habite nach der französischen Mode an. Diejenige, so sich am meisten hierbei distinguirte, war die Frau Baronesse von Platen. Selbige war in einem mit goldenen und silbernen Blumen durchwirkten Stoff gekleidet und hatte eine große Garnitur von Diamanten an sich.“

Und die Schlagbatten in all diesen Gemälden von Glanz und Pracht? O, sie fehlen nicht, — und in die Festmüß hinein klingt es wie verhaltenes Weinen, die Waffentklingen, und eine Blutspur läßt sich verfolgen.

In der Familien-Gallerie hängen ein paar reizende Bilder, von denen man den Blick nicht wenden kann. — Prinzess Sophie Dorothea von Celle, dem Erbprinzen Georg vermählt. Wir sehen sie als ganz junge Frau, ein Mal im Schäferinnen-Costüm mit dem Strohhut, das zweite Mal im Brocatkleide, Rosen in den braunen Locken und einen Rosenkranz in der kleinen Hand, während die großen Augen lebensfrohen in die Welt blicken und der volle Mund lächelt. Ach, und sie wandelte nicht auf Rosen, die arme Sophie Dorothea, Prinzessin von Ahlden, — wie sie als eine der unglücklichsten Frauen in der Geschichte bezeichnet ist.

Ueber ihr die ritterliche Gestalt im Harnisch mit der Schärbe und Lösem Haar, dem träumerischen Blick und der Falte zwischen den Augen, trägt den Namen Philipp, Graf von Königsmarck, — und der wurde das Verhängniß des lieblichsten jungen Weibes, das je die Prachträume des Weine-Schlosses durchschritt.

Zahllose Romane und falsche Denkwürdigkeiten sind über diese Tragödie im Welschenhause veröffentlicht, — was der Wahrheit am nächsten kommt, sind wohl die Annahmen eines hannoverschen Archivars, Staatsrath Schaumann, der in Sophie Dorothea nicht eine Schuldige, sondern ein unglückliches Opfer der Politik und der Verhältnisse sieht.

Georg Wilhelm, der einstige Verlobte Sophiens, hatte allezeit ein empfängliches Herz behalten und trotz seines Versprechens, nicht heirathen zu wollen, einem französischen Fräulein Eleonore d'Albreute, die Hand gereicht. Unweit ihrer unglücklichen Tochter Sophie Dorothea sehen wir auch sie, ein stolzes, regelmäßiges Gesicht, im Brocatkleide und Hermelin, denn sie war trotz ihrer Unebenbürtigkeit zur Herzogin von Celle erhoben. Freilich hatte Georg Wilhelm sowohl in Bezug auf seine Verheirathung, wie auf jeden Schritt, der seine Familien-Angelegenheiten betraf, im Einverständnis mit Ernst August gehandelt, der doch sein Erbe bleiben sollte. Und um späteren Weidwandsigkeiten zu entgehen, kam man überein, die Kinder mit einander zu verbinden. So wurde Sophie Dorothea von Lüneburg-Celle das politische Opfer, und die Verhältnisse, welche sie in ihrer neuen Heimath traf, vollendeten dann das andere.

Der Churprinz liebte sie nicht, er wendete sein Herz Frau von Wehe zu; die Churfürstin stand ihr fremd und kalt gegenüber, sie hatte vielleicht doch die einstige Kränkung nicht verumunden, vom Vater ihrer Schwiegertochter ver schmährt worden zu sein, und dann sah sie, die Stuart, auch eine Unebenbürtige in ihr. Ernst August war den Klagen der armen jungen Frau so unerschütterlich, wie die Eltern sich denselben verschlossen zeigten, — es war ein unerträgliches Leben für die arme Sophie Dorothea, und ihr energischer Sinn strebte aus demselben hinweg, sie suchte endlich nur noch das Mittel, und das zeigte sich in Königsmarck, den sie bereits am Hofe der Heimath gekannt.

Er hatte ihr zur Flucht helfen, sie an den befreundeten Hof von Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel bringen sollen. Eine letzte Betsprechung fand statt am Abend des 1. Juli 1694, — und beim Verlassen der Zimmer der Churprinzessin laurten Königsmarck Trabanten auf, — nie wieder sah ihn ein lebendes Auge.

Sophie Dorothea war eine Gefangene, der Prozeß wurde ihr gemacht, und da sie Scheidung verlangte und nicht zu ihrem Gemahle zurückkehren wollte, wurde der Spruch wegen „böswilliger Verlassung“ über sie gefällt und das Schloß zu Ahlden ihr als lebenslängliches Gefängniß angewiesen. Zweieundzwanzig Jahre lebte sie dort, wie eine lebendig Begrabene, — und starb am 20. November 1726, im Alter von sechzig Jahren.

Ihre Tochter, nach ihr Sophie Dorothea genannt, wurde die Mutter Friedrichs des Großen.

Und noch eine schlante Gestalt taucht auf, Caroline Amalie von Dänemark, — eine sanfte Schönheit, die Urenkelin der stolzen Churfürstin Sophie, mit dem Beinamen „die Unglückliche“, in Struensee's leidvolle Geschichte verflochten. Sie kam als Verbannte verschiedene Male von Celle herüber nach Hannover, wo sie in dem verlassenen Schlosse residirte. Sie war zweieundzwanzig Jahre, als sie geschieden wurde und starb schon nach zwei Jahren am Plectyphus, worauf sie in möglichster Eile beigesetzt wurde. Auch ihr Schicksal hat eine ganze Reihe romanhafter Darstellungen und Enthüllungen hervorgeufen.

Fünfzig Jahre später wurde in dem Schlosse an der Leine die Prinzess Friederike von Mecklenburg-Strelitz geboren. Wer hätte an der Wiege dieses Kindes damals geahnt, daß es als „Königin von Hannover“ einst dort residiren würde. Man sagt, in demselben Raume, in dem Friederike das Licht der Welt erblickt, habe sie auch die Augen für immer geschlossen.

Als „Hannover nach England“ ging, wurde es still in den Prachträumen des Weine-Schlosses, so still, wie es heute ist. Es sind eben Wandlungen. Zuerst waren es Mönche, die in den Kreuzgängen und Kapellen ihre Vitancien langen, dann entfaltete sich die rauschende Pracht des Hoflebens, man vernahm Opernmelodien und das Rollen von vergoldeten Carossen, — und heute verhallen nur noch die Schritte der auf- und abziehenden Wache auf dem Steinpflaster.

Nachdruck verboten.

Die Frau im serbischen Volksliede.

Eine Studie von Ernst von Dombrowski.

Wer von den Falken der schwarzen Berge und ihren Brüdern, den Herzegowzen und Bosniern, gehört, weiß in der Regel, daß diese im antiken Sinne heldenhafte Männer eine hohe, schlanke, lehnige Gestalt, edel und charakteristisch geschnittene Züge, durchbohrend scharfe, glühende Augen besitzen, und dies läßt es erklärlich erscheinen, daß man allgemein die schöneren Hälften dieser Nationen tatsächlich für mindestens gleichschön hält; eine derartige Meinung wird noch durch den Umstand unterstützt, daß uns eine Reihe neuerer, zum Theil prächtiger Bilder wahrhaft herrliche Frauengestalten als „wasser-schöpfende Bosnierin“, „gefangene Herzegovinerin“ u. s. w. vorführen. Leider muß ich solche sanguinischen Vermuthungen von vornherein als unrichtig, und die Phantasie, welche die meisten Künstler hinsichtlich des weiblichen Geschlechtes der nordwestlichen Balkan-Länder entwickeln, als eine merkwürdig überschwängliche und üppige bezeichnen; denn vergeblich habe ich, sofern es sich um wirklich slavische Eingeborene handelte, in Bosnien, der Herzegovina, Dalmatien, Montenegro und dem Sandjak Novibazar*) nach jenem Ideale gesucht, welches z. B. der geniale Gernard in so meisterhafter Weise auf die Leinwand zauberte.

Von der Save südlich bis an die Grenzen Albaniens entbehrt das Frauengeschlecht in allen westlich der Drina und des Lim gelegenen Landstrichen nach unseren Begriffen fast jeden Reizes. Höchstens in den größeren Städten, namentlich in Banjaluka und Sarajevo und in der Polovina**) stößt man in echt serbischen Familien hin und wieder auf hübsche, ja sehr hübsche Gesichter, die lebhaft an die mit Recht gerühmten Schöbuzinen Smyrnis erinnern; im Allgemeinen jedoch sind die Weiber klein und vierchrötig, im reiferen Alter geradezu viereckig gebaut, und die nicht weniger als lieblichen, stumpfen, mitunter entsetzlich rohen Züge, die theilnahmslos blickenden, öden Augen tragen im Vereine mit dem wirr und ungepflegt herabhängenden Haar und dem unvermeidlichen, förmliche Krusten bildenden Schmutz nur dazu bei, jenem Mangel ein noch auffallenderes, abschreckenderes Relief zu verleihen. Bloß ganz junge Mädchen zeigen hin und wieder gefälligeren Formen und einen fröhlichen, heiteren Blick; unter Verheiratheten sucht man nach beiden umsonst, — ein aufmerksamer Beobachter würde in den schwarzen Augen keinen Funken von Lebensfreude, aber viel Energie und vor Allem viel in ihren Aeußerungen mühsam zurückgedrängte und unterdrückte Enttäugung, Enttäuschung lesen.

Wenn man bedenkt, daß z. B. die Slaven, welche Slavonien und einen Theil Süd-Ungarns bewohnen, ausnehmend schöne Frauen besitzen, so scheint es kaum faßbar, daß dieselben eines Stammes mit jenen Bosniern und der Herzegovina seien; und doch ist es so. Ein Jahrhunderte andauernder Druck hat diese durchgreifende Degeneration bewirkt. Wohl lastete derselbe, so weit er äußere Verhältnisse betraf, in gleichem Maße auch auf den Männern, und diese haben sich weder ihrer Erscheinung noch ihrem Charakter nach im Geringsten verändert; aber wenn auch der Druck an sich derselbe war, — die Männer fanden Trost in dem Gedanken, daß sie für ihre Freiheit, ihre ererbten Rechte, für die Erhaltung von Haus und Hof all die namenlosen Mühen, Entbehrungen und Gefahren eines fast nie rastenden Kampfes trugen; ihnen bot jeder kleine errungene Erfolg frischen Lebensmuth, frische Spannkraft, und die Freude über einen mit Strömen von Blut erkauften bedeutenden Sieg über die moslemitischen Tyrannen ließ sie die Jahrzehnte hindurch erlittenen Unilden und Verluste auf lange Zeit hinaus vergessen; was aber blieb dem Weibe? Nicht einmal über den Sieg durften sich die Gattinnen und Töchter jener Jelden freuen, denn sie konnten sicher sein, daß sie über kurz oder lang in harter Sklaverei oder selbst in qualvollem Tode die kühnen Thaten ihrer Männer fühlten mußten. Dazu kommt, daß die Frau in Bosnien und der Herzegovina unbedingt rechtlos dasteht und eigentlich mit dem Augenblicke in menschlichem Sinne zu leben aufhört, wo sie einem Manne zum Altar folgt, da sie dadurch zu dessen unbefristetem, fast frei verfügbarem Eigenthume wird. Darf es nun wundern, daß diese Frauen im Laufe der Zeit geistig und körperlich verkümmerten? Es ist im Gegentheil merkwürdig, daß sie sich doch noch so weit erhielten, als es heute der Fall, daß in diesem Geschlechte doch nicht alle edleren Reime erstickten, ja daß diese bei jüngeren Geschöpfen immer noch in reicher Fülle vorhanden sind und erst mit dem Momente abzustehen beginnen, wo sich in unseren Verhältnissen das Weib geistig und körperlich voll zu entwickeln anfängt; die einige Jahre verheirathete Frau ist nicht mehr eine solche, sie ist, so wenig passend der Vergleich scheinen mag, nicht mehr als eine Art unbedingt fühlbaren Hausihieres. In dieser Eigenschaft freilich leistet sie geradezu Fabelhaftes. Wer je gesehen hat, was ein bosnisches oder herzegovinisches Weib in einem Tage und oft gleichzeitig schafft, muß sich lebhaft der Schilderung Herodot's erinnern, welcher von einer illyrischen Frau erzählt, die ein gefülltes Wassergefäß auf dem Kopfe trug, ein Pferd am Arme führte und dabei Flachs spann. Derartige Anblicke kann man namentlich in der südlichen Herzegovina und in Montenegro täglich haben. Ein Weib, das ein oder zwei kleine Kinder auf dem Rücken, unter jedem Arme eine schwere Last Bruchholz, auf dem Kopfe einen Wassereimer trägt, und so manchmal eine Stunde Weges zurücklegt, zählt nicht zu den Seltenheiten. Ja, es ist mir, der ich gegen Anstrengungen und Strapazen aller Art gefährt bin, vorgekommen, daß ich ein mir als Führer dienendes Weib mittleren Alters, das noch dazu einen großen Korb trug, nach achtschündigem Marsche auf beispiellos schwierigem Terrain ausfordern mußte, ihr Tempo zu mäßigen und eine kurze Rast zu halten, denn mir war der Athem ausgegangen. Die Frau sah mich halb verwundert, halb mitleidig an, verfiel, als wir wieder aufbrachen, sofort neuerdings in ihren Siebenmeilen-Schritt und erreichte nach weiteren drei Stunden das Endziel unserer Wanderung, die Stadt Cajnica, ohne das geringste Zeichen von Ermüdung, während ich mehr todt als lebendig anlangte. Während des ganzen Tages hatte sie weder etwas gegessen noch getrunken.

Vorher wir nun zu unserem eigentlichen Thema übergehen, erscheint es geboten, noch einige Andeutungen über den serbi-

schen Volksgefang im Allgemeinen und speziell über seine culturgeschichtliche Bedeutung voranzuschicken. Wollte man z. B. allein auf Grund der Lieder aus der Zeit des höfischen Minnegefanges ein Charakterbild der deutschen Frau des Mittelalters entwerfen, oder gar die provençalische, spanische oder italienische Literatur zu einem derartigen Zwecke benutzen, so müßte das entrollte Bild nothgedrungen nicht nur der Wahrheit zuwiderlaufen, es müßte sogar bei objectiver Behandlung der inneren Harmonie entbehren und zu einem Spiegel der entgegengesetzten individuellen Anschauungen werden. Das hat seinen Grund in dem Umstande, daß das höfische Lied nicht immer die Stimme des Volkes ist, sondern oft nur der Ausdruck eines individuellen, vereinzelter, dem allgemeinen Volks-Charakter nicht selten fremden Gefühls, wenn es nicht gar, wie dies namentlich im fünfzehnten Jahrhundert der Fall, als bloßes Kunstproduct, baar jedes höheren Impulses, jeder tieferen Empfindung, bezeichnet werden muß. Anders beim Volksliede der serbischen Stämme. Der Ausdruck der geistvollen Talvi: „Der Serbe lebt seine Lieder“, hat auch heute noch seine volle Geltung. Ein Lied, das nicht eine natürliche, häufig wiederkehrende Handlung oder Empfindung, sondern ein Phantasie-Product, oder gar, sofern es sich nicht um die Thaten bestimmter Helden handelt, ein Eigenthum der Vorzeit zum Vorwurf hätte, wäre rasch vergessen und durch ein neues, zeitgemäßeres ersetzt; denn der Sänger weiß, daß er nur dann auf Erfolg rechnen darf, wenn er bei seinen Zuhörern verwandte Saiten anzuschlagen versteht. Daher kommt es, daß z. B. die Frauenlieder, die man an der Save hört, von jenen Bosniern, der Herzegovina und Montenegro's durchweg verschieden sind; der auf seiner Bildungsstufe seit mindestens vierhundert Jahren stillstehende Herzegowze singt mit vollem Verständniß ein in seiner Heimath entstandenes Lied aus dem vierzehnten oder fünfzehnten Jahrhundert in nahezu ungeänderter Form; er würde aber jenem der heutigen Süd-Slavonier theilnahmslos zuhören, und es gewiß nicht behalten und fortpflanzen, da es außerhalb seines Ideen-Kreises liegt und Gemüthsregungen wiedergebietet, die theilweise schon von der Cultur angekränkt, seiner wetterharten Brust fremd sind. Man kann demnach sicher sein, daß alle Lieder, die in den südlichen Theilen der von Serben bewohnten Länder von fahrenden Sängern oder auch des Abends im Kreise der Familie zu den monotonen Klängen der einsaitigen Guzla vorgetragen werden, direct und ohne Vermengung von Kunst und Phantasie dem Volksleben entstammen, weshalb sie sich weitaus besser, als eine von Reisenden mitgetheilte, flüchtige Beobachtung zum Materiale einer Schilderung des Gemüthslebens jener Völker eignen.

Was ich im Folgenden, theils vollständig, theils auszugsweise an Volksgefangen einschalte, theile ich in den Uebersetzungen von Talvi, Kapper und Frankl*), oder auch in neuen Uebersetzungen nach den von Vuk Karadschitsch gesammelten Originalen mit. Wo nicht Letzteres der Fall, habe ich die älteren Uebersetzungen einer sorgfältigen Vergleichung mit dem Original-Texte unterzogen und hin und wieder nöthig erscheinende kleinere Aenderungen vorgenommen. Uebrigens gelangten fast ausschließlich nur solche Gefänge zur Berücksichtigung, deren gegenwärtiges Fortleben im Volke ich direct oder indirect auf meinen Reisen in den nordwestlichen Balkan-Ländern zu constatiren vermochte, und die daher im Sinne des Vorgelegten als verlässliche culturgeschichtliche Bausteine gelten können. Ueberdies habe ich alle älteren Lieder ausgeschlossen, die auf heute nicht mehr bestehende Sitten und Gebräuche hinweisen, so daß die nachfolgende Darstellung in jeder Hinsicht der Gegenwart, und nur dieser, angehört. Ich betone dies, da auf Grund der Nachrichten, welche über die beispiellose Notheit der der Cultur noch nicht zugeführten serbischen Stämme im Umlaufe sind, mancher Zweifel und der Glaube an eine idealisirende Auffassung des Themas laut werden dürfte. Gerade der grelle Contrast, in welchem der niedrige Bildungsgrad des Herzegowzen und Montenegrimers und seine geistige Notheit zu jener naiven, kindlich reinen Empfindung steht, die uns aus seinen Frauenliedern, gleich dem silberklaren Quell der Dinarischen Steinwüsten, lieblich entgegenströmt, liefert den Beweis, daß ein edel veranlagtes Volk nie vollends zu sinken, daß auch ein Jahrhunderte wührender, maßloser Druck nur sein Aeußeres zu verändern, nicht aber Herz und Gemüth zu vergiften vermag; daß endlich speziell die Frau, auch wenn ihr Alles genommen wird, was Geist und Seele an Nahrung bedürfen, sittlich nicht gänzlich untergeht, daß sie, selbst wenn ihr die Ehe nicht mehr, als eine entwürdigende Sklaverei verheißt, doch immer noch lieben und Mutter sein kann. Diese Thatsache, die in unserer Schilderung eine mehr als ausreichende Bestätigung erfährt, muß uns mit jenem Volke versöhnen, das es verdient, nach langem, von wilden, verwirrenden Träumen gestörtem Schlafe zu einer neuen, würdigen, lichtvollen Zukunft erweckt zu werden; sie muß bei unseren Leserinnen warme Theilnahme für jene verachteten, gequälten Geschöpfe wachrufen, die sich, so wenig echt Weibliches sie heute bei oberflächlicher Betrachtung zeigen, doch die heiligsten und innigsten Empfindungen der Frau in all den sie wild und verwüstend umbrauenden Stürmen treu und unverfälscht bewahrt haben.

Wir eröffnen unsere Schilderungen mit der Liebe und dem Brautstande; es sind dies ja speziell hier die einzigen Momente, welche einen Lichtstrahl in das Leben der Bosniern**) werfen, einen Lichtstrahl, dessen Schimmer neben den Mutterfreuden ausreichen muß bis an das Ende des freudlosen Daseins, und der für kurze Zeit wenigstens die düstigen Kriechen zum Emporblühen bringt, die auch der Busen dieser Frauen in reicher Fülle birgt.

Ja, ich möchte sagen, daß bei der Bosnierin die Zeit der ersten Liebe noch heißer, mächtiger, schneller gestaltend auf das Gemüthsleben einwirkt, als bei den Frauen der Kultur-Völker, weil eben ihr ganzes leidenschaftliches Empfinden in diesem einen Augenblicke zusammenströmt und zu losender Flamme aufschlägt, um dann rasch unter der Asche eines öden, lieblosen, nur von der Pflicht regierten Lebens zu vergraben. Die Jungfrau wächst in einem halb traumhaften Zustande auf, sieht plötzlich den Schleier vor ihren Augen weggerissen, fühlt vielleicht wenige Wochen den ganzen Zauber einer innigen, rasch emporkeimenden Neigung, um dann, wenn sie das heiß-ersehnte Ziel erreicht, mit Schrecken zu erkennen, daß es ein Wahnbild war. Alles drängt sich für sie auf kurze Zeit,

*) „Volkslieder der Serben“, überf. von Talvi. 2. Auflage. Leipzig 1853. 2 Bände. — „Die Gefänge der Serben“, überf. von Siegfried Kapper. Leipzig 1852. 2 Bände. — „Guzle, Volkslieder der Serben“, überf. von G. L. Frankl. Wien 1851.

**) Der Kürze halber spreche ich stets nur von Bosniern, doch gilt alles Gefagte in gleichem Maße auch von den Bewohnern der übrigen, hier in Betracht gezogenen Länder.

*) Nur diese Länder ziehe ich für die vorliegende Arbeit in Betracht.

**) Der bosnische Landstrich an der unteren Save.

oft auf einige Tage zusammen, und deswegen sind die Gefühle hier auch glühender, in ihren Aeußerungen greller und disharmonischer, als andernwärts.

Streng wachen in erster Reihe die Mütter, aber auch ältere Schwestern und namentlich Brüder über die Ehre eines jungen Mädchens, deren Verlegung in früherer Zeit unnachlässig die Blutrache in ihrem vollen Umfange wachrief, und die auch heute noch hart gefühnt wird. Ja, die Verachtung, die den Verführer trifft, reicht sogar über das Grab hinaus, denn der heilige Ilsa (Elias), welcher in der serbischen Legende, als treuer Anklager an die altgriechische Mythologie, genau die Stelle Charons einnimmt, darf jede Seele in das glückliche Jenseits überführen, nur drei nicht:

Eine Seele, fündenreich,
Die den Rum' zog vor Gericht;
Eine Seele, fündenreich,
Die dem Nachbar lang' gegrollt;
Und die fündenreichste Aller,
Die verleumdet eine Jungfrau

Ein arger Verführer, der im Grabe keine Ruhe findet und den die Mutter fragt, ob ihn die Erde oder der Sarg drücke, antwortet ihr:

Nicht die Erd' ist's, die mich drückt, o Mutter,
Nicht die Ahornblätter meiner Wohnung, —
Was mich drückt, das sind der Mädchen Flüche!
Grämen sie sich, so dringt's auf zum Himmel;
Seufzen sie, so dröhnt die ganze Erde;
Wenn sie weinen, muß es Gott erbarmen!

Die erste Liebe wird in vielen Gefängen gefeiert und bei den Süd-Slaven fast noch höher gehalten, als bei anderen Völkern; deutlich zeigt dies ein Ausspruch in einem aus dem Banat stammenden Liede, wo es heißt:

Erste Liebe ist ein Becher Blumen;
Zweite Lieb' ein Becher rothen Weines;
Doch die dritte ist voll Gift ein Becher!

Kommt es, was sehr häufig geschieht, zu einer Lösung des ersten Verhältnisses, sei es nun durch Tod oder Untreue des Geliebten, dann zählt es nicht zu den Seltenheiten, daß die Betrogene ihrem Leben ein gewaltiges Ende bereitet. Ich selbst habe in Biskupgrad*) gesehen, wie ein Mädchen von der Drina-Brücke in's Wasser sprang, als sich der Hochzeitszug ihres einstigen Auserwählten näherte; und in Bilek**) traf ich eine halb wahnsinnige Greisin, deren zwei Töchter sich vergiftet hatten, weil der Bräutigam der einen im Kampfe gegen die Oesterreicher gefallen, der anderen nach Montenegro gezogen und nicht wieder heimgekehrt war.

(Schluß folgt.)

*) Pathe; eine besonders hochverehrte Persönlichkeit.

**) Stadt im südlichen Bosnien, südöstlich von Sarajewo, dicht an der serbischen Grenze.

**) Ort in der südlichen Herzegovina, an der Quelle der Trebinjzica, eine halbe Stunde von der montenegrinischen Grenze.

Nachdruck verboten.

Aus der Pariser Gesellschaft.

Paris, im Mai.

Wie Alles auf Erden, so wandelt sich auch die Gesellschaft; es wäre vielleicht des Schweizes eines Eulen, eines Philosophen und Cultur-Historikers werth, an der Hand von geschichtlichen Thatfachen nachzuweisen, inwieweit die Gesellschaft in ihren Sitten und Moden den großen Wandlungen der Geschichte anknüpfen vorausseht, oder — nachhinkt. Das Richtige ist vielleicht, daß ebenso sehr das Eine, wie das Andere der Fall ist, und daß die sondernde Thätigkeit des Cultur-Historikers auf Hindernisse unüberwindlicher Natur stoßen würde.

Betrachten wir beispielsweise den Faubourg Saint-Germain, in den vor noch gar nicht so langer Zeit der brave General Boulanger seinen Einzug gehalten hat, nicht gerade mit dem Pomp, den uns ein bekanntes Mafart'sches Bild vor Augen zaubert, aber doch in einer in den Annalen jenes altaristokratischen Viertels kaum dagewesenen, siegreichen Art. Seht sich der Faubourg à tout prix nach einem neuen Hofe, selbst wenn es der Hof seines Herzens nicht wäre? Sieht er große Wandlungen voraus? Befindet er sich im Schlepptau des bekannten orleanistischen und bonapartistischen Prätexten, oder ist er, — insofern eine Collectivität von Palästen überhaupt bewegungsfähig ist, — der Vorläufer einer neuen cäsarianischen Glanz- und Gesellschafts-Epoche?

Ich möchte auf diesen und ähnliche Gedanken nicht näher eingehen, weil es ja nicht meine Aufgabe ist, an dieser Stelle Politik zu treiben. Es genügt mir, wenn obiges Beispiel meine Einleitungsworte genügend illustriert hat. Auch ist ja nicht zu verkennen, daß nicht nur politische Einflüsse, sondern auch das Ausland, das mit Dampf und Electricität, durch seine Waaren, seine Zeitungen und seine Reisenden immer mehr nach internationalem Bürgerrechte trachtet, im Faubourg St.-Germain, von dem allein ich heute sprechen will, gewaltige Revolutionen verursacht hat.

Schon die Bezeichnung „Faubourg“ St.-Germain giebt zu mancherlei Betrachtungen Anlaß. Unter „Faubourg“ verstand man früher stark bevölkerte, womöglich revolutionäre Viertel, welche die wohlhabenden Stadttheile des Centrums gleichsam umlagerten, nur zu bereit, nach Raubthierart über den aufgeschickerten Vorrath der Reichen bei guter Gelegenheit herzufallen.

Heute liegt die Sache genau umgekehrt. Die Faubourgs, die sich in die üppigen großen Boulevards einschniegen und mit ihnen beinahe verschmelzen, können mit den von der Mode etwas vernachlässigten inneren Stadttheilen ohne große Mühe rivalisiren. Der Faubourg Saint-Germain hat allerdings immer eine Sonderbedeutung behalten. Er bedeutete und bedeutet noch heute nicht so sehr einen Stadttheil von Paris, der, — je nach seiner Lage, — arm oder reich ist, sondern er ist ein politischer und socialer Begriff. Er hat sich stets, so viel es ihm möglich war, gegen revolutionäre Einflüsse ab-

geschlossen, was ihn allerdings nicht hinderte, den jeden Regime-Wechsel überlebenden jungen Adel in sich aufzunehmen und ihm, je mehr er alterte, eine ebenbürtige Stellung einzuräumen.

Man darf wohl behaupten, daß sich der Faubourg St.-Germain gegen Schreckensherrschaft und Guillotine, die seinem ganzen, auf der Ueberlieferung beruhenden Weien entgegen waren, viel tapferer vertheidigt hat, als gegen das Gold, gegen die Versuchung des Geldes und gegen — die Verarmung. Die Verarmung ist für viele Menschen schlimmer als der Tod, und nichts bestätigt diese Erfahrung mehr, als der französische Adel, der, — insofern er in Paris weilt, — in dem Sammelnamen „Faubourg St.-Germain“ aufgeht. Wie hat sich letzterer verändert! und gewiß nicht nur dadurch, daß der Seine-Präfect Hauffmann, daß das zweite Kaiserreich einen mächtigen Verkehrswege, den Boulevard Saint-Germain, durch dieses von dem elendesten Gassenrumpel umrahnte Palastviertel gleichen Namens gelegt hat. Die prächtigen Gärten, deren uralte Bäume den Stammvater uralter, edler Geschlechter zu verkörpern schienen, sind zum größten Theile verschwunden, und die paar Privat-Paläste, die Hotels Lannes, Galliera, Castrics etc., welche den Ansturm neuer Zeiten und neuer Gesellschaftsklassen überdauert haben, sind zu zählen.

Es wäre interessant, die Geschichte dieser decadence, die mit der Schreckensherrschaft begann, unter dem ersten Kaiserreich, trotz aller Versuche des großen Corfen, einen adeligen Hof sich zu bilden, und ebenso unter der Juli-Monarchie, trotz ähnlicher Bestrebungen des Bürgerkönigs, fortzuwahren, und unter der dritten Republik zum trostlosesten Ausdruck gelangte, — an dieser Stelle wenigstens zu skizziren. Aber mit der Geschichte verhält es sich wie mit den Schönheiten von ehemals. Wir sind Egoisten! Wir lieben nur die Blumen, die noch blühen und duften, wir lieben nur die Gegenwart.

Die Gegenwart! Nun, mein Gott, — der Faubourg St.-Germain ist nicht mehr das, was er war, aber er ist immer noch reich, prächtig und eigenartig genug, um ihm noch ein ausgiebiges Interesse abgewinnen zu können. Was ihn heute kennzeichnet, das ist, worauf ich schon anspielte, seine enge Verbindung mit der haute finance, die für ihn verführerischer war, als alles Jacobinerthum. Nachdem er früher zu zurückhaltend, zu ausschließlich gewesen war, verfällt er nun in den entgegengesetzten Fehler. Wir sehen den Faubourg nicht nur mit Abenteurern wie Boulanger paktiren, sondern auch mit dem Faubourg Saint-Honoré und dem Finanzviertel des Parc Monceau in die allerinnigsten gesellschaftlichen und — geschäftlichen Beziehungen treten.

„Geschäftliche Beziehungen!“ das Wort klingt hart oder vielmehr würde hart klingen für das Ohr eines jener Granden unter dem Sonnenkönige und dessen Nachfolgern, für das Ohr von Männern, davon jeder Zoll ein gentilhomme war! Der gentilhomme von heute speculirt an der Börse und macht eine Millionärstochter zu seiner Schwiegertochter. „Il dore son blason“, und — was das Seltsamste ist, — diese Reizung wird heute auf der Pariser Bühne überhaupt nicht mehr verspottet, obgleich sie seit der Zeit, wo Scribe die „Geldheirath“ zu seinem Lieblings-Thema erhob, bedeutend gewachsen ist. Diese merkwürdige Erscheinung erklärt sich ganz einfach dadurch, daß die modernen französischen Lustspielmacher selbst durch das laudinische Joch der Geldherrschaft mußten und nicht mehr frei sind.

Um sich von dem eben Ausgeführten zu überzeugen, braucht man nur einen Blick auf die prächtigsten Hotels des Faubourg St.-Germain, auf die ältesten Adelsfamilien Frankreichs zu werfen. Letztere sind fast durchweg, um mich eines familiären Ausdruckes zu bedienen, mit dem Parc Monceau verschwägert, wie man heute das Viertel nennt, welches, vor Jahrzehnten noch unbekannt, die Erbschaft der Chaussee d'Antin angetreten hat und die Hochburg des Geldadels geworden ist. Die Herzogin von Sagan beispielsweise verbandt ihren großen Reichtum und den Glanz ihrer Feste, die ebenso gut in der Provinz, wie im Faubourg St.-Germain stattfinden, nicht etwa ihrem geschiedenen Gatten, sondern ihrem Vater, einem hervorragenden Finanzier. Ich könnte diese Beispiele vergehen lassen, doch wird ein flüchtiger Blick auf die vorerwähnten Hotels des Faubourg genügen, um meine Behauptung zu erhärten, so auf das berühmte Hotel de Castrics. Der Besitzer desselben war gezwungen, es Stockwerk für Stockwerk an den reichen, den Faubourg langsam erobernden Vorjüngel zu vermieihen, und erst durch seine Ehe mit der Baronin Sina wurde es ihm möglich, demselben wieder den Charakter eines feudalen Herrenhofes zu geben. Das Hotel de Lannes wurde von dem Herzog von Sabran, der Fräulein von Lannes geheirathet hatte und sie überlebte, zum größten Theile an den Schwiegersohn Rothschild's, Herrn Christoph, vermieiht. Und auch die Hotels Doudeauville, Bisaccia u. a. m. haben Wandlungen ähnlicher Art erlebt.

Es versteht sich von selbst, daß Madame auch im Faubourg St.-Germain noch empfängt, natürlich, wie es allgemein Sitte ist, an bestimmten Tagen. Die Zimmer sind in Paris, wo es an Raum fehlt und die Miethspreise insofollgedessen leicht in's Ungeheuerliche steigen, meist sehr klein, bisweilen skulpturähnlich klein. Anders im Faubourg. Dort empfängt Madame in einer hall, wie der Franzose, der an englischen Brocken Freude hat, zu sagen liebt. Gefälschte Wände, Gobelin-Tapeten, Seidenmöbel in allen Größen und Formen, und nach der neuesten Mode, ähnlich wie im Atelier eines berühmten Malers, in künstlicher Unordnung aufgestellt, überall Plauderwörter und Plaudereden bildend. Allerorten kleine Tischchen, und in irgend einer Ecke, halbversteckt von mächtigen Blattpflanzen, das Buffet. Die Sitten haben sich in der That unter englischem, amerikanischem und man darf hinzufügen, russischem Einflusse stark verändert. Früher genügte ein Stückchen Kuchen und ein kleines, so kleines Viqueur-Gläschen, daß man es kaum sah. Heute ist man materialistischer geworden, und vielleicht liegt das zum Theile auch daran, daß der Sport, die Körperbewegung, die Gymnastik in allen Formen, in Frankreich bedeutende Fortschritte gemacht haben, und daß damit zugleich auch die Eklust erhöht wurde. Die Zahl der Reiterinnen im Bois de Boulogne hat sich in wenigen Jahren verdreifacht; man betreibt sogar den Fußsport, und die englischen Rasenspiele haben der vornehmen französischen Gesellschaft geradezu den Kopf verdreht.

Madame empfängt also nach diesen Sport-Exercitien ihre Gäste, die natürlich in ihrem Promenaden-Kostüm sich viel wohler fühlen, als in steifem Gesellschafts-Kostüm, zum five o'clock tea, bei dem der Thee insofollgedessen nur eine ganz kleine Nebenrolle spielt. Nach den erwählten körperlichen Uebungen will man ernsthaft essen und trinken. Das Buffet weist Caviarschnitte, Gänseleber-Pastete und sonstige Speisen und vor Allem auch Bouillon auf. Alle russischen Vorkurben sind

vertreten, denn im Faubourg so gut wie im letzten Salon des Bourgeois, wird der erträumte Bundesbruder auch in dieser Form gern gefeiert. Und so giebt es denn auch neben den trefflichsten Weinen des Südens und Frankreichs, die, in kristallinen und silbernen Kannen und Krügen servirt, in allen Farben des Regenbogens erstrahlen, allerlei russische Schnäpse.

Diese sehr substantielle Verpflegung aller, auch der weiblichen Gäste, verfehlt ihren Einfluß auf den Gesellschaftston natürlich nicht. Früher plauderte und flüsterte man, und die boshaften Bemerkungen über dieses oder jenes Mitglied der Gesellschaft waren so leicht und flüchtig, wie die Perlen des Champagners. Heute geht es minder ätherisch zu. Die Gesellschaft hat sich sogar im Faubourg St.-Germain demokratisirt, und die blumenreiche, galante Sprache der Altvordere würde kaum mehr verstanden werden oder geziert erscheinen. Nur so erklärt es sich, daß man der Tagespresse gestattet, über alle Familien-Verhältnisse des Faubourg frei zu berichten, jede seiner wirklichen oder angeblichen Schönheiten zu schildern, zu verherrlichen und bisweilen zu kritisiren. So hatte vor einiger Zeit ein Blatt den seltsamen Einfall, alle heirathsfähigen oder ebenverheiratheten jungen „ducs“ des Viertels vor dem Leser Revue passiren zu lassen. Eben erst verheirathet: der Herzog von La Roche-Guyon, der Vicomte Charles de la Rochefoucauld, späterer Herzog von Dondeauville, der Herzog von Decazes und der Herzog von Morny. Noch zu haben: der Herzog von Uzès, der Herzog von Lannes, der Herzog von Brissac, der Prinz von Tarent, später Herzog von Tremouille, der Marquis von Pinodan, Herzog von Castelfidardo, der Sohn der Prinzessin von Sagan und zwei Talleyrand-Périgord's.

Eugen von Zagow.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Im richtigen Moment. Von A. Schram. Siehe das Bild, Seite 100. — Alte Leute und junge Leute sind oft genug verschiedener Meinung. Wenn die alte Dame, die so sorglos ihr Mittagsschlafchen im Sorgenstuhl hält, während sie ihr Töchterlein wohl geborgen meint, plötzlich erwachte und inne würde, daß sie nicht mehr zu Zweien, sondern zu Dreien sich in der Wohnung befindet, so würde sie wahrscheinlich der Ansicht sein, daß der ungeliebte Gast durchaus nicht den richtigen Augenblick für einen Besuch gewählt habe. Denn selbst wenn er ihr auch sonst als ein höchst angenehmer Gesellschafter und auch nach anderer Richtung in allen Stücken „wünschenswerth“ erschiene, so würde sie doch jedenfalls die Unterbrechung ihres Mittagsschlafchens lebhaft bedauern. Fast aber scheint es, als ob der Besucher diese Besuchsstunde gewählt habe, gerade weil er die Gewohnheiten der alten Dame kennt, und von ihr ungehört sein möchte. Es ist ja häufig, wenn man die Gegenwart einer alten Dame als Störung betrachtet, aber ganz unentbehrlich ist diese Auffassung zweifellos nicht, wenn man weiß, wie junge Leute nun einmal sind. Die beiden Jungen geben sich offenbar alle Mühe, die alte Dame nicht aufzuwecken; wir wollen hoffen, daß das wirklich nur aus Rücksicht geschieht und daß, sollte sie dennoch vorzeitig erwachen, Keiner von den Dreien eine unangenehme Ueberraschung empfindet.

Studentkopf. Von E. Haanen. Siehe das Bild, Seite 101. — Ein rothes Tuch um die wirren schwarzen Locken gefnüpft, eine Korallen-Kette um den Hals geschlungen, die lose Taille den mädchenhaften braunen Hals freilassend, ohne Furcht, daß die italienische Sonne ihn noch mehr bräunen könnte, so steht das neapolitanische Fischermädchen am Strande und hält Ausschau auf das blaue Meer. In der Ferne zeigt sich ein dreieckiges Segel, die Rückkehr einer Fischerbarte kündend. Des Mädchens Augenlider mit den langen, seidenhaarigen, schwarzen Wimpern sind halb geschlossen, und doch ist ihr Blick klar und weitsehend, wie der des Raubvogels. Sie weiß ganz genau, wem die Fischerbarte angehört, und wer ihr daraus entgegenzueilen wird, sobald die Barte auf den Strand gestossen ist. Den Jahren nach ist das Mädchen fast noch ein Kind. Aber der halbgeöffnete Mund verräth, daß ihrem Herzen die Sehnsucht nicht mehr fremd ist.

Königin-Witwe Maria von Bayern †. Siehe das Portrait, Seite 104. — Bereits in voriger Nummer haben wir einen Rückblick auf das Leben der am 17. Mai auf Schloß Hohenwangau entschlafenen Königin-Mutter von Bayern geworfen. Heute bringen wir das Bild der schwergeprüften Frau, die mit stiller Seelengröße und in aufrichtiger Frömmigkeit die schwersten Prüfungen ertragen hat, welche jemals einem Mutterherzen bestimmt waren. Am Dienstag, den 21. Mai, erfolgte in München in der Cajetan-Kirche die Beisetzung der sterblichen Hülle der entschlafenen Königin. Die Straßen Münchens, durch welche sich der Leichenzug bewegte, zeigten düsteren Trauermuch, und die Bevölkerung beugte auf alle Weise ihren Schmerz um die Dahingegangene, die allen Bedürftigen und Hilfsbedürftigen stets ein offenes Herz und eine offene Hand entgegengebracht hat. Dem von Guggenmännern getragenen Sarge folgte als erster Leidtragender der Prinz-Regent Luitpold von Bayern, dem sich zwischen den Vertretern der Kaiser von Deutschland und Oesterreich, dem Prinzen Friedrich Leopold von Preußen und dem Erzherzog Friedrich von Oesterreich, als nächster Blutsverwandter der verstorbenen Königin, der Großherzog von Hessen anschloß. Die übrigen bayerischen Prinzen und Herzöge, die Prinzen Wilhelm und Albrecht von Württemberg, die Prinzen Wilhelm und Heinrich von Hessen, der Erbprinz von Anhalt, Prinz Friedrich von Sachsen-Meiningen, und der Herzog von Leuchtenberg waren die anderen fürstlichen Leidtragenden, welche dem Sarge das Geleit nach der Cajetan-Kirche gaben. Hier erfolgte die Einsegnung der Leiche durch den Erzbischof von München; der Erzbischof von Bamberg, die Bischöfe von Augsburg, Regensburg, Eichstätt und Passau wohnten der Feier gleichfalls bei, ebenso sämtliche Prinzessinnen des bayerischen Königshauses, die vor dem Hauptaltare Platz genommen hatten. Am Tage nach der Beisetzung beschloß ein Requiem in der Theatiner-Kirche, bei dem der Erzbischof von München unter Assistenz mehrerer Bischöfe celebrierte, während der Hof-Stiftsdekan von Türl über den Palm: „Nach der Fülle meiner Trübsal im Herzen haben Deine Tröstungen meine Seele erquickt“ die Trauerrede hielt, die Leichen-Feierlichkeiten für die Königin-Mutter Maria von Bayern.

